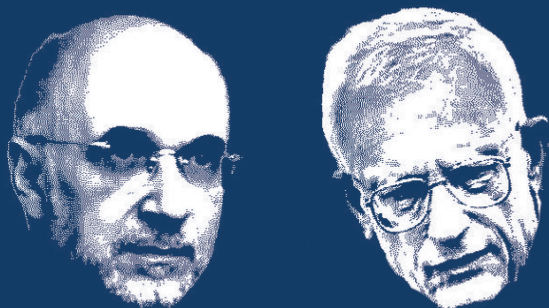


Bernd A. Laska

Hermann Schmitz

Der Briefwechsel (1993–2016)



Herausgegeben
von Christian Fernandes

Königshausen & Neumann

Christian Fernandes (Hrsg.)

Bernd A. Laska

Hermann Schmitz

Der Briefwechsel (1993–2016)

Bernd A. Laska
Hermann Schmitz
Der Briefwechsel (1993–2016)

Aus dem Vorlass von Bernd A. Laska

Herausgegeben und
mit einem Vorwort versehen von
Christian Fernandes

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2024

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildungen:

links: Quelle: Elke Dietsch

rechts: Dr. Alexander Risse: Hermann Schmitz, 15. November 2016

Wikicommons: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hermann_Schmitz_Foto.jpg

(Letzter Zugriff: 26.01.2024)

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-8506-2

eISBN 978-3-8260-8507-9

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Vorwort

Darin, fundamentale „Verfehlungen“ in der Vergangenheit als Orientierungshilfe in der Gegenwart aufzuspüren, stimmen wir überein – doch unsere Funde scheinen sich sehr zu unterscheiden, oder?

(Laska am 9. Oktober 2000)

Wir scheinen uns in den pessimistischen Zügen unseres Urteils über den Stand und die Entwicklungstendenz der gegenwärtigen westlich-europäischen Zivilisation ziemlich nahe zu stehen, die von beiden anerkannte Bedeutung Stirners in diesem Prozeß aber gegensätzlich einzuschätzen.

(Schmitz am 9. Oktober 2015)

Philosophie ist der Versuch, sich in einer als problematisch wahrgenommenen Gegenwart zu orientieren. So haben es – trotz großer Unterschiedlichkeit ihrer „Ur- und Bildungserlebnisse“ – die beiden Denker gesehen, deren Briefwechsel von Februar 1993 bis März 2016 in diesem Band erscheint.

Der Orientierung im Hier und Jetzt dient auch ihre Auseinandersetzung mit der *Philosophiegeschichte*: Hermann Schmitz (1928–2021), Begründer der „Neuen Phänomenologie“ und bekannt für seine Philosophie des Leibes und der Gefühle, spricht von folgenreichen „Verfehlungen des abendländischen Geistes“, beginnend bei Demokrit und Platon über das von Augustinus geprägte westkirchliche Christentum und die Aufklärung bis hin zur von Fichte angeregten Frühromantik eines Friedrich Schlegel und Novalis. Letztere habe das „ironistische Zeitalter“ schrankenloser Beliebigkeit eingeläutet, in dessen Zeichen auch das heute ubiquitäre „Zapfen“ an den elektronischen Geräten stehe. Bernd A. Laska (1943–), der zur „Re(pulsions- und De)zeptionsgeschichte“ von La Mettrie, Stirner und Reich geforscht hat (siehe www.lsr-projekt.de), diagnostiziert eine ideengeschichtliche „Verdrängung“ seiner drei Helden durch den „demagogischen Erfolg“ ihrer jeweiligen Konkurrenten Diderot und Rousseau, Marx und Nietzsche, Freud und die Kritische Theorie.

Beide stimmen weitgehend überein, wenn sie die aktuelle Problematik beschreiben, die durch jene „Verfehlungen“ bzw. „Verdrängungen“ entstanden sei: Der Liberalismus der westlichen Welt in seiner heutigen Gestalt spätkapitalistischer „Spaßkultur“ taumele mangels „unbedingtem Ernst der Lebensführung“ seinem einprogrammierten Ende entgegen.

Diese als „Menschheitsmisere“ aufgefasste Entwicklung sei einem „Nihilismus“ geschuldet, der prinzipiell vermeidbar gewesen wäre.

Wie er vermeidbar gewesen wäre und – zumindest theoretisch – für die Zukunft vermeidbar wird, ist allerdings der zentrale Streitpunkt des Briefwechsels. In Reaktion auf Schmitz' umstrittenes Buch *Adolf Hitler in der Geschichte* von 1999, vornehmlich das achte Kapitel „Perspektiven nach Hitler“, schreibt Laska am 26. Juni 2000: „Ein Zurück scheint mir weder möglich noch wünschenswert.“ Schmitz verwahrt sich gegen diese Unterstellung eines bloßen Konservatismus, indem er sein Ideal einer „Kultur der Labilität“ umreißt. Erst jetzt nimmt die Diskussion Fahrt auf.

In den meisten der insgesamt 339 Briefe geht es um die richtige Interpretation Max Stirners (1806-1856). Für den Kieler Professor verkörpert der Linkshegelianer mit seinem Buch *Der Einzige und sein Eigentum* (1844) die Gefahr des Nihilismus in Reinform. „Ehrlich“ und mit „blutigem Ernst“ zeige er, was droht: die totale „Verkindischung“. Der Nürnberger Privatgelehrte hingegen sieht in ihm eine „Schlüsselfigur“, die den Weg in eine „transnihilistische“ Zukunft und „Erwachsenheit“ der Menschheit weisen könnte, vor der aber Marx, Nietzsche und viele andere hochkarätige Denker zurückgeschreckt seien.

Zur Erläuterung dieser „Vision“ weist Laska immer wieder auf einen scheinbar paradoxen Sachverhalt hin, den er bereits Mitte der 1970er Jahre (unter dem Pseudonym Barbara Lehmann in den von ihm selbst herausgegebenen *Wilhelm-Reich-Blättern*, Heft 1/76N, S. 32N) als „Jahrtausend-entdeckung“ gepriesen hat:

Hier liegt der Hund begraben. Dieses Gewissen, das seit eh und je das Verhalten der Menschen regulierte, hält Stirner wegen seiner „Nebenwirkungen“ für verderblich. Seine Erzeugung – so sinngemäß auch La Mettrie und Reich – erzeuge erst jene Regungen, die niederhalten zu können es vorgibt. Mit ihm fiele jedoch nicht generell der „unbedingte Ernst moralischer Normen“ – im Gegenteil. (Laska am 13. Dezember 2000)

Ähnlich äußert sich Laska am 6. April, 16. und 31. Mai, 4. und 16. Dezember 2001, 28. Dezember 2004, 8. Juli 2006 und 26. Oktober 2015. Am 16. Februar 2007 zitiert er seine Quelle, Reichs Diktum (aus *Die Sexualität im Kulturkampf. Zur sozialistischen Umstrukturierung des Menschen*, Kopenhagen 1936, S. 17), „dass die moralische Regulierung des Trieblebens gerade das schafft, was sie bändigen zu können vorgibt: das asoziale Triebleben.“ Er projiziert also diese Einsicht des Psychoanalytikers Reich auf Stirner (und La Mettrie) zurück.

Ihren gegensätzlichen Stirner-Deutungen entsprechend werfen sich die Gesprächspartner Verdrängung bzw. Nihilismus vor – mal mehr, meist weniger explizit, weil stets um Höflichkeit bemüht. Auffällig ist, wie oft sie beklagen, vom anderen missverstanden worden zu sein, „wieder einmal“

aneinander vorbeigeredet zu haben und in der Diskussion nicht weiterzukommen. Als Metapher für diese fast schon absurde Situation führt Schmitz das Bild von der „Mühle“ ein, „die wir schon oft gedreht haben“ (Schmitz am 1. Februar 2007). Dass die Korrespondenz – „trotz guter Absichten und nicht ganz geringer Fähigkeit zum Formulieren“ (Schmitz am 22. April 2002) – scheinbar zur kommunikativen Sisypusarbeit gerät, entbehrt nicht einer gewissen Komik. Hinter den wechselseitigen Missverständnissen und Unterstellungen verbirgt sich jedoch ein fundamentaler anthropologischer „Dissens“, der von Anfang an mitschwingt und schließlich auch thematisiert wird. Laska argwöhnt einmal, „dass wir im Wesentlichen einigermaßen richtig verstehen, was der jeweils Andere meint. Nur manchmal hapert es, wie mir scheint, auf beiden Seiten mit dem Akzeptieren.“ (Laska am 30. April 2002)

Wenn beide wiederholt neu ansetzen müssen, um (vermeintliche?) Verständigungsschwierigkeiten zu überwinden und den eigenen Standpunkt klarzustellen, führt das natürlich auch zur vertieften Darstellung zentraler Begriffe und Thesen. Dies gilt für Laskas „rationales Über-Ich“ ebenso wie für Schmitz' Konzeptionen des „Heiligen“, des „starken Daimons“ und der „implantierenden Situation“. Kabinettstücke solcher Eristik sind die Diskussionen über Nietzsche und seine eventuelle „initiale Krise“ infolge Stirner (ab September 2001), Epikur und die Auslegung der Maxime „lathe biosas“ (ab 23. August 2003), Reichs „Charakterpanzer“ und Schmitz' Begriff der „Fassung“ (ab 12. Mai 2005) sowie Laskas Vorschlag, den „Organismus des Neugeborenen als objektive Vorgabe des Menschseins“ zu betrachten, und, daran anknüpfend, die Frage der Erziehung (ab 20. September 2006), über die schon zuvor (ab 31. Oktober 2004) ausgiebig gestritten wurde.

Die hohe Qualität ihres Gedankenaustauschs war beiden Philosophen bewusst. Im August 2015 hielten sie fest, dass er es verdient, eines Tages veröffentlicht zu werden.

Ein Briefwechsel, selbst wenn es um „die tiefsten, grundsätzlichsten und dennoch anderswo kaum berührten Probleme der ‚Philosophie‘“ (Laska am 6. April 2001) geht, ist immer auch ein Dokument der Zeit. So werden tagesaktuelle Themen wie die Anschläge auf das World Trade Center, der zweite Irakkrieg und George W. Bush, der Kannibale von Rotenburg, der Dutroux-Prozess, die Frage, ob der Islam zu Deutschland gehöre, der Vegan-Trend, die Flüchtlingskrise und Angela Merkel gestreift oder ausführlicher kommentiert. Privates kommt in dieser hauptsächlich wissenschaftlichen Korrespondenz nur ganz am Rande, meist als Entschuldigungsgrund für verspätetes Antworten, vor.

Persönlich kennengelernt haben sich die Briefpartner nie. Zwei Einladungen von Schmitz zur Jahrestagung der „Gesellschaft für Neue Phäno-

menologie“ 2002 und 2010, im letzteren Fall sogar zur Podiumsdiskussion, schlug Laska aus.

Die vollständige Korrespondenz (mit Ausnahme des ersten Briefes vom 5. Februar 1993, den Jonas Puchta von der „Hermann-Schmitz-Forschungsstelle“ in Rostock dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat) lag mir in sechs schwarzen Schnellheftern aus dem Vorlass Laskas mit der Beschriftung „Hermann Schmitz (Korrespondenz 1–6)“ vor. Der Vorlass befindet sich im „LSR-Archiv“ zu Hamburg bei Peter Nasselstein. Schmitz hat seine Briefe handschriftlich verfasst, Laska benutzte, mit wenigen Ausnahmen aus der Anfangszeit, einen Computer und ging so vor: Abfassung am Computer, Ausdruck, Korrektur per Hand, Übernahme der Korrekturen in die Datei, erneuter Ausdruck, Versand. Ab 20. April 2003 liegen die korrigierten Briefe auch als Computerdatei vor.

In der Transkription wurden die Rechtschreibgewohnheiten der beiden Autoren weitgehend bewahrt, lediglich Laskas Vermeidung des Eszett in den maschinenschriftlich verfassten Briefen gemäß den Regeln der neuen Rechtschreibung angepasst und seine variantenreiche Zeichensetzung für Gedankenstriche, Gänsefüßchen und Klammern vereinheitlicht. Hervorhebungen wurden kursiviert, im Falle einer doppelten Hervorhebung zusätzlich unterstrichen. Auf die Wiedergabe der diversen Beilagen (Aufsätze, Kopien aus Büchern, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Arbeitspapiere, Flugblätter, längere Zitate auf separaten Blättern etc.), die sich die Briefpartner im Laufe der Jahre geschickt haben, wurde aus Platzgründen verzichtet.

Ein Verzeichnis der im Briefwechsel verwendeten Literatur – mit Ausnahme der Belletristik – sowie ein Personen- und Sachregister runden die Edition ab.

Christian Fernandes, September 2023

Inhalt

Korrespondenz 1: Februar 1993–Dezember 2000	3
Korrespondenz 2: Januar–Dezember 2001	59
Korrespondenz 3: Januar–Dezember 2002	165
Korrespondenz 4: Januar–Dezember 2003	225
Korrespondenz 5: Januar 2004–Dezember 2005	301
Korrespondenz 6: Januar 2006–März 2016	411
Literaturverzeichnis	501
Personenregister	507
Sachregister	513

[Bernd A. Laska und] Hermann Schmitz
(Korrespondenz 1)
[Februar 1993–Dezember 2000]

5. Februar 1993

Sehr geehrter Herr Schmitz,

im letzten Herbst bemerkte ich, daß Sie im WS ein Stirner-Seminar abhalten. Jetzt lese ich Ihren Aufsatz in „Integrative Therapie“, der mich veranlaßt, mir Ihre Theorie der Leiblichkeit demnächst näher zu bringen.

Da ich in meiner persönlichen Entwicklung einst über Wilhelm Reich zur Philosophie, zu Stirner, gekommen bin, würde mich natürlich sehr interessieren, *was* in Ihrem Stirner-Seminar erarbeitet wurde. Gibt es da schriftliche Unterlagen, die Sie mir in Kopie zukommen lassen könnten? Ich würde mich freuen.

9. Februar 1993

Sehr geehrter Herr Laska,

über mein Stirner-Seminar kann ich Ihnen im Augenblick nicht direkt Unterlagen schicken. Ihr Interesse an Stirner ist mir bekannt; Ihre Ausgabe seiner kleinen Schriften steht in meiner privaten Bibliothek. Mein Interesse an Stirner beruht auf einer Fragestellung, die für den deutschen Idealismus sehr detailliert ausgeführt wird in meinem Buch „Die entfremdete Subjektivität. Von Fichte zu Hegel“. Dieses Buch ist gerade im Verlag Bouvier in Bonn erschienen, und Sie werden sicherlich Gelegenheit haben, es sich zu beschaffen; im Anschluß daran können Sie sich vielleicht schon einigermaßen zusammenreimen, wie sich die Fortsetzung zu Stirner für mich darstellt. Übrigens bereite ich jetzt ein Buch vor, in dem ich Stirner, Nietzsche und Wittgenstein im Hinblick auf die Bedeutung, die die Selbstdarstellung des Philosophen im Zeichen der entfremdeten Subjektivität erhält, behandeln will. Vermutlich werde ich aber erst gegen Ende des Jahres zur Abfassung einer Druckvorlage kommen, so daß Sie sich noch etwas gedulden müssen, um schriftlich etwas von mir über Stirner zu finden. Bis dahin ist aber ein Gedankenaustausch unter uns in diesem Zusammenhang durchaus möglich, wenn ich auch keine sehr große Lust habe, meine Absichten zu explizieren, ehe ich über das Ganze mit mir im reinen bin.

12. Februar 1993

Sehr geehrter Herr Schmitz,

besten Dank für den Hinweis auf Ihr neuestes Buch. Ich habe es mir gestern allerdings nur ganz kurz ansehen können. Gefallen hat mir dabei

zunächst, was Sie in der Einleitung über den „Stachel“ schreiben, den das Problem, mit dem Sie sich befassen, auch heute noch darstelle. Nur habe ich manchmal, eigentlich sehr oft, den Eindruck, dass dieser „Stachel“ gut eingewachsen ist und nicht mehr wirklich sticht. Sie scheinen dies, wenn ich Ihre leicht sarkastische Bemerkung über die hohe Kunst des Ignorierens in der Eile nicht missdeutet habe, nicht grundsätzlich anders zu sehen. Jedenfalls werde ich mir Ihr Buch demnächst besorgen und genauer ansehen. Ansonsten bin ich gespannt auf das angekündigte Werk, in dem Sie ja explizit auf Stirner eingehen wollen.

Ihr Brief war mir Anlass, erneut darüber nachzudenken, ob es richtig war, dass ich seinerzeit darauf verzichtet habe, Stirners „Parerga ...“ einen Begleittext zu geben. Von der Sache her hätte sich angeboten, die Reaktionen der Zeitgenossen auf den „Einzigsten“, insbesondere die des später so wirkungsmächtigen Marx (und die Reaktion der Marx-Forscher aller Richtungen auf diese Marxsche Reaktion) zu beleuchten. Ich entschied mich gegen einen solchen Begleittext, der ein „brisanter“ geworden wäre (Sie kennen vielleicht die einschlägigen Untersuchungen von Wolfgang Ißbach – der allerdings m.E. auf halbem Wege aufgab und umkehrte), weil ich meine, dass es aufgrund der geistigen Prädisposition des Publikums ratsam ist, den „Fall Marx“ nicht isoliert, sondern zusammen mit den anderen „Fällen“ (von Feuerbach, Ruge, K. Fischer, Daumer, Lange, E. v. Hartmann über insbesondere Nietzsche zu C. Schmitt, Husserl, Klages, Löwith, Habermas, Kolakowski) zu präsentieren. Ein „harmloses“ Vor- oder Nachwort wollte ich aber, da es in meinen Augen ein „falsches“ wäre, auch nicht schreiben; also beließ ich es bei bibliographischen Angaben. Das erscheint mir, bei Abwägung der Vor- und Nachteile, auch heute noch als beste Lösung.

Die genannten Denker und eine Reihe weiterer empfanden Stirner zweifellos eine Zeit lang, meist in jungen Jahren, als „Stachel“; wobei jetzt dahingestellt bleibe, wie „Stachel“ im konkreten Fall aufzufassen ist, mit welchen Mitteln sie den Stachel für sich und ihre dankbaren Leser stumpf machten etc. – natürlich auch, was der Stachel, den Sie beim deutschen Idealismus allgemein ausmachen, mit dem zu tun hat, als den manche speziell Stirner empfinden ...

Sie haben gewiss recht, wenn Sie sagen, dass ein brieflicher Gedankenaustausch über dieses Thema sehr schwierig wäre. Mir jedenfalls geht es immer so, dass ich befürchte, jede teilweise Diskussion „Stirners“ führe zwangsläufig zu Missverständnissen und einem Abgleiten in eben die ausgefahrenen Wege, die ich eigentlich zu verlassen beabsichtige (jene bequemen Wege, die vornehmlich Marx und Nietzsche durch „Bewältigung“ Stirners sich und ihrer Nachwelt geebnet haben). Deshalb arbeite ich seit einiger Zeit – und wohl auch noch für einige Zeit – an einer Gesamtdarstellung des Komplexes Stirner, den ich, wohl unprofessionell, aber aus heu-

ristischen Gründen geboten, mit seinem „Vorläufer“ La Mettrie (nicht der *homme machine*) und seinem „Nachfahren“ Reich (nicht der marxistische Psychoanalytiker oder Orgonforscher) verschmelzen will: daher der Name „LSR-Verlag“! Einen Prospekt über meine Edition La Mettries lege ich bei.

Ich hoffe, dass ich mich mit diesen notwendigerweise andeutungsweisen Bemerkungen bei Ihnen nicht um Kopf und Kragen, sprich: um jeden intellektuellen Kredit geredet habe; dass Sie also nicht von vornherein abgeneigt sind, etwas Zeit für meinen beigelegten Aufsatz über Stirner als „anarchistischen“ „Pädagogen“, den ich trotz der erwähnten Vorbehalte drucken ließ, zu verwenden.

15. März 1995

Sehr geehrter Herr Schmitz,

haben Sie herzlichen Dank für Ihr neues Buch, das vor einer Woche hier eintraf, wohl auf Ihre Veranlassung hin von Bouvier gesandt. Sie geben darin Stirner zwar wenig Raum, aber immerhin doch, wie mir scheint, viel Gewicht, erstaunlich viel sogar. Ich möchte und kann jetzt, da ich Ihr bisheriges Werk noch zu wenig kenne, inhaltlich nicht Stellung nehmen, nehme mir aber vor, dies in nicht allzu ferner Zukunft zu tun – vielleicht auch öffentlich, im Rahmen der „Stirner-Studien“, deren erstes, kürzlich aus Anlass eines Jubiläums (150 Jahre „Einziger“) erschienenes Heft ich beilege. Dieses Heft enthält zwar nur eine kurze Editions-geschichte des „Einzigen“, aber schon die hat es – erst recht freilich „synergistisch“ im Kontext der gesamten Stirner-Rezeption betrachtet – in sich ...

Ich hoffe natürlich, das konzis gefasste Heftchen verführt Sie zur Lektüre – und lege gleich ein zweites bei (zu Carl Schmitts und Ernst Jüngers Reaktion auf Stirner). Dies zeigt einigermaßen exemplarisch, mit welcher Methode ich vorerst versuche, öffentlich das Problem „Stirner“ (hinter dem inhaltlich, wie Sie wissen, ein kaum zu überschätzendes steckt) häppchenweise zu präsentieren. Ich habe vor, weitere derartige Fallstudien (zu Marx, Nietzsche u.a.) auszuarbeiten – auch wenn ich mir über die zu erwartende Resonanz natürlich keine Illusionen erlaube.

27. März 1995

Sehr geehrter Herr Laska,

für Ihren Brief vom 15. März und die beiden sehr informativen und für mich nützlichen Aufsätze über Stirner, die ich gleich nach der Rückkehr von einer 14 tägigen Reise gelesen habe, danke ich Ihnen verbindlich. Daß Stirner von Philosophen generell umgangen werde, brauchen Sie nach Lektüre meines Buches hoffentlich nicht zu wiederholen. Daß Husserl ihn sekretieren will, war mir eine hübsche Ergänzung zu meinem inzwischen geschriebenen, wenn auch noch nicht gedruckten Buch „Husserl und Heidegger“, da ich dort – u.a. in Fortsetzung von „Selbstdarstellung als Phi-

losophie“ – im Zusammenhang mit Husserl auf Stirner zurückkomme. Besonders interessiert hat mich an Ihrer Carl Schmitt-Studie das Zitat auf S. 32 aus Schmitts Einleitung zu: Johann Arnold Kanne, Aus meinem Leben, Berlin 1919, S. 4. Wenn Sie die Seite gerade greifbar haben, können Sie mir vielleicht eine Fotokopie schicken; sonst kann ich mir früher oder später das Buch auch mal besorgen. Einen weiteren Gedankenaustausch über Stirner zwischen uns würde ich begrüßen.

Der Verlag hat seine „Sünden“ an „Selbstdarstellung als Philosophie“ – auf S. 122 fehlt eine Zeile! – auf einem Korrekturzettel, den ich beilege, eingestanden.

29. März 1995

Sehr geehrter Herr Schmitz,

Schmitts Einleitung zu Kanne kann ich Ihnen leider nicht kopieren, da ich sie nur als Microfiche habe; aber das Buch ist kürzlich neu aufgelegt worden (bei Karolinger, Wien) und wird daher bald leichter zugänglich sein.

Was einen brieflichen Gedankenaustausch über Stirner angeht, so zögere ich ein wenig, wie ich schon früher sagte, weil ich Ihr Werk noch zu wenig kenne. Andererseits sagen Sie S. XI f. der „Selbstdarstellung“ ja, dass das Buch auch für sich genommen verständlich sei.

Ihre Stirner-Deutung und -Kritik (S. 69 f.) jedenfalls, wenn ich sie einmal isoliert betrachten darf, kommt mir in ihrem Grundzug nicht unbekannt vor. Abbagnano etwa (L'apologia del Nulla) oder Kolakowski (Vom Sinn der Tradition), die mir gerade einfallen, und eine Reihe anderer Denker argumentieren, wenn ich richtig erinnere, so ähnlich; viele andere indes, die durch die Brille des „Einigen“ den „nihilistischen Abgrund“ erblickten, argumentierten erst gar nicht – aufgrund eigener Betroffenheit oder aus vermeintlichen Klugheitsgründen – und schufen stattdessen gewaltige (und dankbar akzeptierte, diskutierte, variierte) Gegen-Philosophien. Die Konsequenz dessen, was Sie mit „sittlicher Leerlauf“ andeutend umschreiben, der „Absturz [...] in schrankenlose Beliebigkeit“ (S. 428), scheint gerade diejenigen bis ins Mark zu schrecken, die sich die tiefsten Gedanken machen.

Ich sehe indes in Stirner nicht nur den konsequenten Nihilisten, sondern darüberhinaus einen sozusagen transnihilistischen Denker, jemanden, der die von Ihnen eingangs erwähnte Epochenschwelle überstieg, während die großen Denker nach ihm, trotz grandioser Gestik, letztlich wieder zurückfielen.

Ich merke jedoch, daß es kaum sinnvoll erscheint, sich in einem Brief zu diesem Thema global zu äußern – weshalb ich Sie, Herr Schmitz, bitten möchte, nicht jedes Wort auf die Goldwaage zu legen. In dem Aufsatz „Max Stirner als ‚pädagogischer‘ ‚Anarchist‘“, den ich Ihnen früher einmal zusandte, habe ich auf den S. 37–41 versucht, *in nuce* das darzustellen, was

mir als Kern der „Philosophie“ Stirners erscheint. Vielleicht, nein, mit Sicherheit ist dieser Text eine bessere Stellungnahme zu Ihrer Stirner-Deutung als ein *ad hoc* geschriebener Brief. Ich habe übrigens vor, diesen Kern in Heft #3 der „Stirner-Studien“ unter dem angekündigten Titel „Eine vakante Vision“ ausführlicher und genauer darzustellen. Jeder Kommentar, jede Anmerkung dazu ist mir deshalb – wie übrigens auch zu meinen anderen Veröffentlichungen – stets willkommen. (Anlage: Prospekt des LSR-Verlags)

26. Juni 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

unser letzter Briefwechsel – betr. Stirner – liegt jetzt mehr als fünf Jahre zurück, soll aber hier nicht als Anknüpfungspunkt dienen. Ich möchte Ihnen eigentlich nur mitteilen, dass ich Ihr Hitler-Buch gelesen habe und es als sehr verständnisvoll und analytisch scharf – auch, im heutigen geistigen Klima, als mutig – empfand. Wenngleich ich Ihre Beurteilung der heutigen Situation in vielen Punkten mitvollziehen kann, kann ich dies für Ihr Fazit *nicht*. Ein Zurück scheint mir weder möglich noch wünschenswert. „Wir“, d.h. die Menschen, die nach mir/uns kommen, werden die gegenwärtige „Verfehlung“ überwinden müssen – oder nicht (was immer daraus folgt). Diese unterschiedliche „Perspektive nach Hitler“ scheint mir direkt aus unserer unterschiedlichen Deutung der Figur Stirner hervorzugehen (der bei Ihnen manchmal als Schlüsselfigur erscheint und manchmal als Glied in einer Kette).

Um hier nicht allzu weitschweifig zu werden, lege ich Ihnen einen Artikel bei, den ich – mit strenger Begrenzung der Wortzahl – kürzlich für die ZEIT geschrieben habe. Aus ihm geht, so hoffe ich, die Bedeutung hervor, die ich Stirner in der Geistesgeschichte zumesse (obwohl ich mich wirklich auf ein Minimum an Text beschränken musste). Falls Sie Zeit und Interesse für die Lektüre fänden, würde mich das sehr freuen, mehr noch freilich ein Kommentar.

PS: Wegen der schlechten Lesbarkeit der Kopie des Artikels lege ich einen Ausdruck desselben, wie er im Internet steht, bei. <http://www.lsr-projekt.de/msinnuce.html>

28. Juni 2000

Sehr geehrter Herr Laska!

Mit Befriedigung empfangen ich Ihre Zuschrift vom 26.6. mit beigelegtem Artikel über Stirner. Sie zeigen sich als nachdenklicher und verständnisvoller Mitdenker, während Ihre aggressive Reaktion auf mein Buch „Selbstdarstellung als Philosophie“ – bloß deshalb, weil das Quantum der Seiten über Stirner darin Ihnen zu gering schien – mich etwas gewundert hatte. Daß es nicht mehr Seiten wurden, die ich für Stirner nötig hatte,

hängt mit dessen klarer Konsequenz zusammen, für die ich ihn hoch schätze. Er gilt mir als der reichste und mutigste Vertreter des Standpunktes jener eigentümlichen Mischung von Entdeckung und Verkenntung, die ich im Hitlerbuch als die ironistische Verfehlung des abendländischen Geistes bezeichnet habe. Es handelt sich darum, dass die Subjektivität der subjektiven Tatsachen – die strikte Subjektivität im Sinne meines Buches „Husserl und Heidegger“ – zwar entdeckt ist (durch intellektuelle Anschauung bei Fichte), aber nicht, daß es sich um echte, integrale Tatsachen handelt, so daß die Welt als „alles, was der Fall ist“ in distanzierte Objektivität abrückt und darin kein Platz für Subjektivität (mein Der-sein-der-ich-bin) bleibt. Fazit: „Das Subjekt gehört nicht zur Welt, sondern es ist eine Grenze der Welt.“ Wittgenstein ist ein kokett gewordener Stirner (Koketterie mit dem Unsagbaren). Urform dieser Koketterie ist die romantische Ironie, Ausnützung der vermeintlichen Entbindung aus der Welt zur schrankenlosen Wendigkeit der nach Fichte zwischen Unvereinbaren schwebenden Einbildungskraft. Die Radikalisierung dieser Schwebekhaltung zu humorlos unerbittlichem Ernst ist die Leistung Stirners, wie ich sie sehe. Dessen Naivität finde ich darin, daß bei ihm die Kehrseite der romantischen Ironie ganz fehlt, die Ichangst oder Angst, ich zu sein, ohne Rücksicht darauf, welche Gefahren dem Menschen, der ich bin, drohen mögen – die Hinfälligkeit als andere Seite der Freiheit des Schwebens. Nach dieser Richtung hat Kierkegaard Stirner ergänzt. Die absolut spontane Autonomie meines Lebens aus dem Nichts, auf das ich mein 'Sach' gestellt habe, halte ich für aussichtslos, weil ich als selbstherrliches Subjekt gar nicht mehr da, nämlich nicht mehr ich, wäre (selbst wenn es dann noch einen Mach'schen Elementkomplex namens „Hermann Schmitz“ gäbe). Die Selbstzuschreibung, mich für etwas oder etwas für mich zu halten, ist ein ewiger Spagat, weil das, wofür ich mich halte, in eine gewisse Objektivität oder Neutralität entfremdet sein muß, damit ich mich dafür halten kann, während die Gewißheit, daß ich es bin, dem ich das zuschreibe, aus dem affektiven Betroffensein stammt, dem Sitz der Subjektivität, zu dem stets eine Abhängigkeit gehört, ein Ausgeliefertsein an etwas, das meiner Autonomie spottet. Die Einholung der in der abendländischen Intellektualkultur versäumten Subjektivität in das menschliche Welt- und Selbstverständnis erhoffe ich mir demgemäß nicht vom Einzigen, der auf sein Eigentum pocht, sondern von einer Kultur der Labilität der Person im Spielraum zwischen primitiver und entfalteter Gegenwart. In diesem Zusammenhang darf ich Sie vielleicht auf mein Buch „Der Spielraum der Gegenwart“ aufmerksam machen, das ein halbes Jahr nach dem Hitlerbuch, gleichfalls bei Bouvier, erschienen ist. Auch in meinem Buch „Die Liebe“ (Bonn 1993) habe ich ein Ideal skizziert, das ich dem Stirner'schen vorziehe (Seite 9–14).

Zu einer solchen Kultur der Labilität gehört, um es mit meinen technischen termini zu sagen, eine gewisse Ausgewogenheit personaler Eman-

zipation und personaler Regression, ein Erfolg, der freilich nicht durch planmäßige Konstruktion, sondern nur mit Anschmiegung an das Widerfahrende erreicht werden kann. Stirner will dagegen einseitig die personale Emanzipation maximieren, bis hin zur Löschung jeder Autorität mit unbedingtem Ernst. (Eine Autorität, d.h. eine Macht, die gewissen Normen für jemand unwegdenkbar verbindliche Geltung verleiht, hat unbedingten Ernst, wenn der Betreffende sich ihr nicht einmal auf dem höchsten ihm erreichbaren Niveau personaler Emanzipation entziehen kann.) Ich halte dieses Ziel für unsinnig in Bezug auf die Autorität des Seins oder der Wirklichkeit in der Evidenz (auch darüber zuletzt in „Der Spielraum der Gegenwart“, S. 66ff., nach früheren Darstellungen). Wer sich dem unbedingten Ernst dieser Autorität entziehen wollte, wäre reif fürs Irrenhaus oder die Intensivstation; er könnte nicht unentmündigt leben. Dagegen halte ich es prinzipiell für möglich, daß jemand sich dem unbedingten Ernst der Autorität von Gefühlen (z.B. im Gewissen – „moral insanity“) vollkommen zu entziehen vermag. Ein solcher Mensch wäre aber sehr unglücklich. Er hätte nichts mehr, das ihn führte. Sein Leben wäre einem hemmungslosen Taumeln ähnlich. Viele Menschen kommen heute diesem Schicksal nahe. Ich habe gegen Ende vorigen Jahres darüber in der Zeitschrift „Sinn und Form“ einen Essay unter dem Titel „Ironie und Pathos im nachromantischen Zeitalter“ geschrieben. Sie mögen daran sehen, daß ich Stirner, bei allem Respekt vor ihm, nicht als dem Führer zu einer neuen Aufklärung zu folgen vermag.

2. Juli 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

besten Dank für Ihren Bf. v. 28.6. und den Hinweis auf zwei neuere Publikationen von Ihnen, die ich noch nicht kannte.

Was Stirner betrifft, den Gegenstand unseres Austauschs, so habe ich nach Ihren brieflichen Ausführungen den Verdacht, dass wir in der Ablehnung bestimmter Interpretationen seines Textes (bzw. von Teilen davon) sogar übereinstimmen. Mir fiel es jedoch schwer, dies hier genauer (und ohne neue Quellen des Missverständnisses zu produzieren) zu beschreiben. Deshalb lege ich – auf die Gefahr, aufdringlich zu erscheinen – noch einmal einen Text von mir bei, in dem ich versuche, die Problematik, die *mir* bei Stirner wesentlich erscheint, einzukreisen. Ich hoffe, dass damit meine Sicht der Dinge etwas deutlicher wird. Jedenfalls werden Sie sehen, dass ich *nicht*, wie Sie gegen Ende Ihres Briefes anzudeuten scheinen, Stirner als Propheten der „moral insanity“ sehe (verdeutlichend wären noch meine parallelen Artikel zu La Mettrie und Reich, die mein Argument „synergistisch“ verstärken). Im Gegenteil: In meiner Interpretation ist Stirner (antizipiert von La Mettrie und weitergeführt von Reich) der einzige Wegweiser zur Weiterentwicklung *heraus aus* der derzeitigen Situation (die Sie als

„sehr unglücklich“, „hemmungsloses Tauseln“ umschreiben). Allerdings, das gebe ich durchaus zu, stehen die Chancen schlecht, dass er als ein solcher von einer nennenswerten Anzahl von Menschen erkannt werden wird (die feiern lieber Leute wie Wittgenstein, den Sie recht apart einen „kokett gewordenen Stirner“ nennen). Ein Einzelner kann eben, wie ein kluger Kopf mal sagte, die Welt nicht retten; er kann ihr nur sagen, woran sie zugrunde gehen wird.

4. Juli 2000

Sehr geehrter Herr Laska!

Obwohl ein Jahresurlaub kurz bevorsteht, gehe ich gern auf Ihre neuerliche Stellungnahme ein, da ich das gemeinsame Bemühen um das Richtige von entgegengesetzten Standpunkten aus sehr wichtig nehme. Ich schätze Stirner als den Ausformulierer der ethischen Konsequenzen einer noch unreifen, mit Fichte und der Frühromantik einsetzenden Besinnung auf Subjektivität, in der deren Überschuß über die bloß objektiven und neutralen Tatsachen und die bloß objektiv „an sich“ gelten sollenden Programme bereits entdeckt ist, aber noch nicht der Sitz der Subjektivität in den subjektiven Tatsachen des leiblich-affektiven Betroffenseins. Mit der Konsequenz, die Stirner aus dieser Zwischenlage zieht, setzt er sich an die Spitze des forcierten Bemühens um Selbstbemächtigung und Selbstherrlichkeit, das ich als die eine Seite der dynamistischen Verfehlung (neben dem Weltbemächtigungsstreben) in meinem Hitlerbuch dem abendländischen Geist angekreidet habe. Dabei ist er den Junghegelianern, die „den Menschen“ aus den Zwängen metaphysischer Dogmatik erlösen wollen, ohne Zweifel weit überlegen, denn die wissen nichts von der seit Kant (noch nicht bei Kant) aufgebrochenen Thematik und Problematik der (strikten) Subjektivität; daher habe ich mich in „Selbstdarstellung als Philosophie“ nicht gescheut, die Polemik von Marx und Engels gegen Stirner wegen „ihrer vollendeten Verständnislosigkeit für Subjektivität“ als „dömmlich“ zu bezeichnen. (S. 83) Meiner Überzeugung nach hat Stirner völlig recht mit seinem Vorwurf gegen die Junghegelianer, daß deren anthropozentrische Religionskritik und Heilsvision auf einem dogmatisch fixierten Ideal beruht, im Sinne der von mir so genannten paradigmatischen Ethik, deren Blüte und Sturz (nebst Versuchen, sie danach wiederherzustellen) ich unter dem etwas allgemeineren Titel der kanonischen Ethik in § 208 meines Werkes „System der Philosophie“ (Band III Teil 3 S. 675–698) mitverfolgt habe; zum Leitbild des Menschen als Paradigma dort S. 683 (vgl. auch die Gegenüberstellung Kant-Stirner in „Selbstdarstellung als Philosophie“ S. 1f.). Was Stirner dieser (in ihrer Zeit freilich auch sinnvollen) Naivität der Junghegelianer entgegensetzt, nämlich die einseitige Maximierung personaler Emanzipation, ist aber nicht besser. Die endlich erlangte Autonomie der selbständigen Person, auch wenn sie nicht mehr

wie bei Kant zur Heteronomie im Raum eines transzendentalen Gesetzgebers (Vernunft, homo noumenon) entartet, läßt den Menschen ratlos, weil sie durch Abarbeiten aller Ergriffenheiten erkaufte ist und nun, wo die Wahl seiner Ziele ihm frei steht, kein Richtmaß mehr da ist, das das Wollen führen könnte. So kommt es zu dem haltlosen Taumeln, auch ohne moral insanity. Dies ist die Problemlage der heutigen Jugend, die nicht mehr mit den tyrannischen Zwängen eines Überich zu kämpfen hat, sondern mit einer Störung der Ergreifbarkeit, mit Kompensation durch krampfhaftes Rausch- und Ekstaseversuche (Rock und Techno, Jugendsekten, noch schlimmer: politischer Fanatismus). „Man erdrücke des Kindes Stolz nicht, seinen Freimut.“ Eine herrliche Maxime Stirners (S. /39/ Ihrer Beilage)! Aber was hat das zu tun mit Verachtung und Verpönung der Ehrfurcht, des Heiligen (S. /40/)? Der Mensch, dem nichts mehr heilig ist, ist ein unglücklicher Mensch, überhaupt nicht mehr autonom, sondern steuerlos seinen Launen ausgeliefert. Die „frechen Buben“ unserer antiautoritären Erziehung, von denen Stirner schwärmt (S. /41/ bei Ihnen), werden, wenn nichts ihnen ihre Frechheit austreibt, zu Menschen, denen nichts mehr wichtig ist als der Protest, und der lohnt sich nur so lange, wie noch etwas da ist, woran man seine Kräfte wenigstens im Protestieren üben kann, und auch diese Gelegenheit schwindet, weil sich das moderne Fürsorgesystem universaler Sozialtechnik in der Kunst vervollkommnet, die Hegel'schen „Krallen von Samt“ (pattes de velours, siehe mein Buch „Die entfremdete Subjektivität. Von Fichte bis Hegel“ S. 247) virtuos zu gebrauchen. Souverän kann die menschliche Person nur sein, wenn sie sich darauf versteht, sich kritisch prüfend einer das Wollen führenden Macht als Medium anzuvertrauen, aber nicht blind, sondern bereit zu einer gestaltenden und umgestaltenden Auseinandersetzung, an der sich das eigene Wollen bildet. Eine solche Macht kann der Nomos einer gemeinsamen implantierenden Situation (einer Kultur, eines Standes, einer Familie usw.) sein, oder ein individuelles Gesetz („So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen“) wie bei einem Künstler oder einer Mutter in der Sorge für ihre Kinder, oder ein Gefühl als ergreifende Atmosphäre wie der heilige Geist im Urchristentum usw. Ich habe als Symbol solchen Könnens, das sich mit Einklang von Mensch und Tier in der Person im „Spielraum der Gegenwart“ zurechtfindet, auf den Einbanddeckel des gleichnamigen Buches den Bamberger Reiter setzen lassen und erinnere zur Erläuterung, wie schon im vorigen Brief, an meine Ausführungen in „Die Liebe“ S. 9–14 (und die entsprechenden in „Leib und Gefühl“ S. 98–102). Vielleicht wirkt es etwas sonderbar, wenn ich so oft auf etwas verweise, das ich anderswo geschrieben habe, aber mir ist das so lebhaft gegenwärtig, daß ich meine Gedanken, während ich schreibe, nicht künstlich aus diesem Zusammenhang herausreißen will, und jetzt geht es mir besonders darum, daß wir uns nicht im Kreise drehen, sondern uns unsere Überzeugungen so deutlich machen, daß für Beide die Klarheit wächst.

7. Juli 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

nein, ich finde es keineswegs sonderbar, wenn Sie auf etwas verweisen, das Sie andernorts geschrieben haben; nur habe ich diese Schriften nicht in jedem Falle parat, kann z.B. „Sinn und Form“ in der hiesigen Bibliothek, da der Jg. 1999 beim Buchbinder ist, nicht einsehen. Ich möchte deshalb direkt auf die Briefinhalte eingehen, soweit ich dies ohne Heranziehung jener Texte für möglich halte.

Sie schreiben am 28.6., meine „aggressive“ Reaktion auf Ihr Buch „Selbstdarstellung ...“ habe Sie gewundert, dies, weil ich in einer Fußnote festgestellt habe, dass Sie einen Ihrer drei Protagonisten der „Selbstdarstellung“, nämlich Stirner, auf 13 Seiten, Nietzsche dagegen auf 225 und Wittgenstein auf 135 Seiten abgehandelt haben. Ich sehe darin eigentlich keine Aggressivität, sondern die nüchterne Feststellung eines hervorstechenden Datums Ihres Buches, eines, das Sie in ihm nicht so begründen, wie dann in Ihrem Brief (Stirners „klare Konsequenz“ habe diese Kürze ermöglicht). Ebenso hervorstechend und erklärungsbedürftig finde ich das Fehlen einer Diskussion möglicher Gründe, warum alle Welt die (nicht nur) im Vergleich zum „klaren“ Stirner konfuse Nietzsche und Wittgenstein feiert, jener aber meist beschwiegen, manchmal bekämpft und gelegentlich belächelt wird (vgl. <http://www.lsr-projekt.de/mskempski.html> – Laska: „Stirner, der so gern Verachte.“ Über Jürgen von Kempski, Sartre und Stirner / nur im Internet veröffentlicht). – Sie schreiben dann am 4.7., dass Sie Marx' Polemik gegen Stirner als „dummlich“ bezeichnet hätten. Ja, gewiss, aber ist dies die treffendste Charakteristik von Marx' Agieren? Ist aus „Sankt Max“ und seinem Schicksal nicht viel mehr über die geistigen Kämpfe jener und noch unserer Zeit zu entnehmen? Ebenso Nietzsche: natürlich war er kein Plagiator Stirners; sein „Fall“ ist von mindestens so großer Bedeutung wie der von Marx.

Sie schreiben am 4.7., Stirner sei den Junghegelianern in der Konsequenz seines Denkens „weit überlegen“ gewesen, habe gegen sie „völlig recht“ gehabt; andererseits sei deren „Naivität“ damals sinnvoll gewesen, und was Stirner dieser entgegengesetzt habe, sei auch „nicht besser“ gewesen. Sie nennen dann Stirners Ideal die „einseitige Maximierung personaler Emanzipation“ und beschreiben diese bzw. deren Folgen in Symptomen, wie sie im heutigen Leben oft feststellbar sind: Ratlosigkeit, Orientierungslosigkeit, haltloses Taumeln, zwanghafte Ekstaseversuche usw. Als habe sich Stirner trotz aller Unterdrückungsversuche der Marx, Nietzsche & Co. (siehe mein Buch „Ein dauerhafter Dissident“) zumindest „im Westen“ praktisch durchgesetzt. Viele der heutigen Jugendlichen hätten kein Über-Ich mehr und seien deshalb ihren Launen ausgeliefert und in diesem Zustand äußerst unglücklich.

Wenn ich Ihnen – cum grano salis bzw. „tendenziell“ – in Ihrer Diagnose der geistigen Lage der Gegenwart zwar zustimme, so wird es Sie jedoch sicher nicht überraschen, dass ich diese nicht auf ein klandestines Ob-siegen von Stirners Ideen zurückführe, sondern vielmehr als eine Folge von deren „Primär-“ und „Sekundärverdrängung“ durch die universale Einheits-front aller „Kulturträger“ („Linke“ wie „Rechte“, „Religiöse“ wie „Atheis-ten“ usw., sowie den Launen dazwischen) erkläre. Sie preisen Stirners „herrliche Maxime“: „Man erdrücke des Kindes Stolz nicht, seinen Frei-mut!“ (vgl. Sie dazu Hegels, aber auch modernerer Erzieher wie F.W. Foersters oberste Maxime von der notwendigen Brechung des Naturwil-lens des Kindes zwecks Herstellung von Kulturfähigkeit) und setzen dann Stirners „freche Buben“ den heutigen verwahrlosten Produkten einer per-missiven Erziehung gleich. Das erscheint mir, mit Verlaub, unfair bzw., an-ders gesagt, nicht verständnisförderlich. Wenn der ethische „Nihilist“ Stir-ner eine „Norm“ aufgestellt hat – was oft ja, nicht unbedingt zu Unrecht, abgestritten wird – dann die in obigem Zitat enthaltene. Stirners Pro-gramm, die frühkindliche Introjektion eines (irrationalen) Über-Ichs [zu vermeiden] – was die spätere Aufrichtung eines (rationalen) Über-Ichs nicht ausschließt, sondern im Grunde erst ermöglicht – ist freilich alles an-dere als das, was die von Ihnen herbeizitierten „Antiautoritären“ verzapft haben. In der Stirner'schen nur evolutionär approximierbaren Utopie, wenn ich mich mal so ausdrücken darf, würde es vermutlich auch „implan-tierende Situationen“ geben, doch wären diese wohl qualitativ anders als die aus der Vergangenheit bekannten, deren Zersetzung die jetzigen und wahr-scheinlich noch einige weitere Generationen zu durchleben haben (wenn nicht ... „was Gott verhüten möge“). Ich kann, wie ich schon einmal sagte, ein Zurück, wie Sie es in Ihrem „Ausblick“ des Hitlerbuches andeuten, re-alistischerweise nicht erwarten, aber auch nicht einmal wünschen.

Ich hoffe, mit diesen Erläuterungen zu meiner Position wenigstens ei-nigermaßen Ihrer Erwartung entsprochen zu haben, etwas mehr Klarheit zu schaffen, und sende Ihnen, falls dieser Brief Sie noch vor Ihrem ange-kündigten Jahresurlaub erreicht, meine besten Wünsche für diesen.

11. Juli 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

allein Ihr Hitlerbuch bietet viele und vielerlei Gedanken und Ansatz-punkte für eine ausführliche Diskussion; diese, in brieflicher Form geführt, muss sich freilich auf einige Kernpunkte beschränken, wobei die Verstän-digung über die (potentielle) Bedeutung von Stirners Ideen gewiss ziemlich genau den Kern der Problematik anvisiert. Dazu noch ein paar Worte im Nachgang zu meinem Brief vom 7.7.

Sie sagen S. 386, dass aus der verfahrenen Lage der Gegenwart, nach-dem die autistische Verfehlung schon eine so massenhafte, zersetzende

Wirkung gezeitigt hat, der Ausweg, wenn überhaupt, nur in der Regeneration implantierender zuständlicher gemeinsamer Situationen gemäß dem Programm der Gegenaufklärung bestehen kann. Ich glaube dies, wie Sie wissen, nicht; denn ich würde auch diese Geistesrichtung als eine „Verfehlung“ ansehen.

Jetzt habe ich in Ihrem Hitlerbuch, S. 380, eine Bemerkung entdeckt, die mir vielleicht ermöglicht, Ihnen meine Gründe besser verständlich zu machen. Sie schreiben, es gäbe einige wenige Menschen – haben Sie konkrete Personen im Auge? –, die einen „starken Daimon“ haben und deshalb ohne die Führkraft des Nomos einer implantierenden gemeinsamen Situation ein sinnerfülltes Leben finden.

Das wirft Fragen auf, die Sie möglicherweise an anderen Stellen Ihres Werkes behandelt haben (?). Gehören diese Menschen sozusagen zu einer anderen Gattung? Bleibt ihre Anzahl stets gering (analog zum, sagen wir, Hoch/Niedrig-IQ-Prozentsatz)? Woher haben diese Menschen ihren Daimon? Wie verhalten sie sich zu den Anderen, die gemäß einem Nomos leben? Haben sie deren Nomos intellektuell analysiert? Und – für die Anderen – als nötig/nützlich befunden? Handeln sie wie die Anderen, aber aus „Einsicht“? Wären viele von ihnen in der Lage, ohne gemeinsame implantierende Situation eine funktionierende Gemeinschaft zu bilden? Wäre ggf. von dieser zu erwarten, dass sie „besser“ ist als die aus der Geschichte bekannten? Etc. Sie verstehen, wohin diese Fragen zielen?

Aus diesen Fragen bzw. aus Ihren Erläuterungen zu ihnen ergäbe sich vielleicht eine Möglichkeit, Ihnen meine Interpretation Stirners besser verständlich zu machen. Stirners „Eigner“, wie ich ihn z.B. in meinem Buch „Katechon und Anarch“ (S. 40–49) umreiße, könnte jenem Menschen nahekommen, von dem Sie sagen, er habe einen „starken Daimon“; denn er ist keineswegs der „autistisch freigelassene Mensch“ (385) des westlichen „Individualismus“. Er ist aber auch nicht das aus der Gattung fallende „Monstrum“, das nur in vereinzelt Exemplaren auftreten kann.

2. August 2000

Sehr geehrter Herr Laska!

Unsere Erörterung braucht nicht unergiebig zu sein, auch wenn wir uns nicht einigen können. Bei meiner Rückkehr am 31.07. lagen mir zwei Briefe von Ihnen vom 7. und 11. Juli vor. In dem zweiten greifen Sie eine Bemerkung in meinem „Hitlerbuch“ S. 380 auf, wo ich von Menschen „mit starkem Daimon“ spreche, die keinen Nomos einer ihre persönliche Situation implantierenden gemeinsamen Situation zur Führung ihres Wollens nötig haben, und dabei durch Wiederholung der Anmerkungsnummer 1320 auf S. 324 zurückverweise, wo das Gemeinte durch Bezug auf Goethes Daimonstrophe etwas veranschaulicht wird; zu den betreffenden Goetheversen bringe ich in meinem Brief vom 4. Juli, auf den Sie am 7. geantwortet

haben, einige Beispiele solcher Menschen „mit starkem Daimon“: den von seinem Genius geführten Künstler (wie in Zolas „L'Œuvre“ mit Cézanne als Modell) und die Mutter, für die das Eintreten für ihre Kinder selbstverständlich verbindlich ist (was den jungen Frauen von der „herrschenden Meinung“ unserer Tage zu ihrem Unglück allmählich abgewöhnt wird). Man kann auch an die Wandervögel der anbrechenden Jugendbewegung um 1900 oder an J.J. Winckelmann im 18. Jahrhundert denken. Um das Gemeinte etwas präziser zu fassen, muß ich auf meine Analyse des Wollens zurückgreifen („Der Spielraum der Gegenwart“ S. 116–119; ein längerer Aufsatz ist noch unveröffentlicht). Zu jeder Person (d.h. jedem Bewußtsthafter mit der Fähigkeit zur Selbstzuschreibung, sich für etwas zu halten) gehört als Hülle und Partner eine persönliche Situation („Situation“ im Sinne einer mehr oder weniger binnendiffusen Bedeutsamkeit aus Sachverhalten, Programmen und Problemen, die vielerlei Verschiedenartiges ganzheitlich zusammenhält), in der über einer mehr oder weniger beharrlichen persönlichen leiblichen Disposition unzählige partielle Situationen gleiten, während sie selbst in überpersönliche Situationen teils oberflächlich eingetaucht, teils tief eingewachsen („implantiert“) ist. Wegen der Binnendiffusion bedarf es einer Explikationsleistung, um aus dem Programmgehalt der persönlichen Situation (ihrem „Nomos“) einzelne Programme herauszuholen. Dazu bedarf es einer spezifischen Intelligenz, und wer sie innehat, der weiß, was er will. Zum gelingenden Wollen gehört außer diesem Wissen die Zuwendung des vitalen Antriebs aus der persönlichen leiblichen Disposition zu den so stimmig explizierten Programmen. Wer auf solche Weise dauerhaft zu gelingendem Wollen befähigt ist, ist ein Mensch mit starkem Daimon. Er braucht kein durchaus gelungenes Exemplar der Menschennatur zu sein; es kann sich auch um einen paranoiden Fanatiker handeln, wie bei dem Helden des „Hitlerbuches“. Aber so ein Mensch hat es in gewisser Weise leichter als die meisten Menschen, die entweder nicht wissen, was sie wollen, weil sich die partiellen Situationen in ihrer persönlichen Situation in undurchsichtiger Weise an einander reiben und die Explikation einer dominanten Richtung des Wollens verhindern – typisches Schicksal vieler junger und auch älterer Frauen heute –, oder weil sie nach einigermaßen geglückter Explikation von Programmen aus dem Nomos ihrer persönlichen Situation die nötige Sammlung des vitalen Antriebs auf diese Explikate nicht zu Stande bringen. Solche Menschen bedürfen einer Stützung ihres Wollens durch den Nomos einer überpersönlichen, ihre persönliche Situation implantierenden Situation, damit sie sich nicht haltlos herumtreiben, sondern an dieser Einbettung die Stützung und Schienung gewinnen, deren sie bedürfen, um in einem solchen Rahmen auch aus Eigenem und auf eigene Weise ein gediegenes Wollen zu gewinnen. Man könnte sie als sekundäre Eigner bezeichnen und die Menschen mit starkem Daimon als primäre Eigner dem Ideal Stirners vergleichen, wie Sie es versuchen, aber das wäre

meines Erachtens vermessen, weil kein Mensch Eigner seiner persönlichen Situation und ihres Nomos ist, sondern jeder diese (diesen) nicht nur als Hülle (als Kokon für lebenslange Verpuppung) um sich, sondern auch als rätselhaften Partner sich gegenüber hat, dem er z.B. bei schwierigen Lebensentscheidungen mit qualvollem Kneten des Für und Wider das Orakel abringen muß, was zu ihr und damit zu ihm paßt.

In der Vorrede von Band V (Bonn 1980) meines Werkes „System der Philosophie“ habe ich geschrieben: „Menschen sind aber wichtig als Medien der Darbietung von etwas, das an und mit ihnen geschieht, dem sie dienen oder sich widersetzen können, nicht dadurch, daß sie sich selber wichtig nehmen.“ Das haben die Menschen unserer Tage vergessen, und ich glaube nicht, daß Stirner sie eines Besseren belehren könnte.

16. August 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

nachdem auch ich eine kleine Pause eingelegt habe, nahm ich mir zur Beantwortung Ihres Briefes vom 2.8. noch einmal meine diesem vorausgehenden Briefe vor und bemerkte einen möglicherweise sinnumkehrend wirkenden Fehler in dem vom 7.7., wo ich im vorletzten Absatz lese:

Stirners Programm, die frühkindliche Introjektion eines (irrationalen) Über-Ichs – was die spätere Aufrichtung eines (rationalen) Über-Ichs nicht ausschließt, sondern im Grunde erst ermöglicht – ist freilich alles andere als das, was die von Ihnen herbeizitierten „Antiautoritären“ verzapft haben.*

Hier fehlt natürlich an der mit * gekennzeichneten Stelle: *zu verhindern*. Ich denke, Sie kennen meine Position inzwischen so gut, dass Sie das in Gedanken ergänzt haben; und auch, dass Sie mich wegen der Verwendung des „Über-Ich“ nicht für einen Freudianer nehmen.

Nun zu Ihrem Brief vom 2.8.:

Ich hatte um Erläuterungen zu Ihren „Menschen mit starkem Daimon“ gebeten. Sie nennen als Beispiele den Künstler und die Mutter, Menschen, die auch ohne eine implantierende Situation „wissen, was sie wollen“. Diese Menschen brauchten, wie Sie weiter sagen, kein durchaus gelungenes Exemplar der Menschennatur zu sein – Sie nennen Adolf Hitler, der ebenfalls gewiss einen starken Daimon gehabt habe, auch wenn er „paranoider Fanatiker“ gewesen sei.

Dies sieht zunächst sehr heterogen aus, aber ich hoffe, Sie aufgrund Ihrer weiteren Ausführungen im Brief und in den Schriften, die ich kenne, einigermaßen zu verstehen. Was diese Menschen gemein haben, schreiben Sie, sei eine „spezifische Intelligenz“ und eine gelingende Lenkung ihres „vitalen Antriebs“. Mit Vorbehalt könnten sie auch in Anlehnung an die Stirner'sche Terminologie „primäre Eigner“ genannt werden – wobei all die anderen, die einer implantierenden Situation zur „Stützung ihres Wollens“ bedürfen, „sekundäre Eigner“ genannt werden könnten.

Wenn ich jetzt erläuterte, warum ich Ihre Position, wenngleich ich sie modo grosso zu verstehen glaube, selbst nicht einzunehmen vermag, würden wir uns im Kreise drehen. Ich hatte in meinem Brief vom 11.7., im vorletzten Absatz, einige Fragen zu Ihren beiden Menschentypen aufgeworfen, die mir nach wie vor offen erscheinen. Das mag aber auch an meiner lückenhaften Kenntnis Ihrer Schriften liegen, und deshalb will ich sehen, dass ich einige Ihrer jüngsten Publikationen, die Sie in früheren Briefen genannt haben, bald bekomme.

Sie schließen Ihren Brief mit der Bemerkung, dass Sie nicht glauben, dass Stirner die Heutigen eines Besseren belehren könnte. Sie werden vielleicht überrascht sein, dass ich Ihnen darin zustimme. Auf direkte Weise wird Stirner niemanden belehren. Er wird schließlich seit hundert Jahren gelesen – ohne dass seine „Lehre“ verstanden wurde. Näherhin: wenn sie doch, eher ahnend, verstanden wurde, wurde sie sogleich mit den praktisch wirksamsten Mitteln abgewehrt (Marx, Nietzsche, aber auch viele andere). Dies, diese beispiellose „Re(pulsions- und De)zeptionsgeschichte“, gilt es zu begreifen, bevor man in den Schriften Stirners die verborgenen Gründe dafür suchen wird. Dann erst wird eine Chance bestehen, dass man sie finden, ihre welthistorische Bedeutung erkennen und eine Lehre aus ihnen (und ihm) ziehen wird. Dass es je so kommen wird, mag man realistischerweise allerdings bezweifeln.

29. August 2000

Sehr geehrter Herr Laska,

wegen einer Reise fand ich Ihren Brief vom 16.08. erst am 27. abends. Ihre Antithese zum Über-Ich hatte ich gleich richtig verstanden. Ihre Fragen im vorletzten Absatz Ihres Briefes vom 11. Juli habe ich nicht explizit beantwortet, weil ich glaubte, daß sie sich durch meine Erläuterung zum Sinn meiner Rede von Menschen mit starkem Dämon mehr oder weniger erübrigten. Ich denke nicht an einen „höheren Typus Mensch“, von dessen Züchtung Nietzsche träumte (mein Buch „Selbstdarstellung als Philosophie“ S. 248–251). Ich glaube namentlich nicht an die Möglichkeit, aus Einsicht sich selbst in der Hand zu haben (wie es die Psychoanalytiker von ihren Lehranalysen erhoffen). Ich habe mehrfach die These vertreten: „Von sich selbst kann man keinen Eindruck haben.“ Damit meine ich: Der Mitmensch hat vor mir den Vorrang, daß sich ihm meine Persönlichkeit, die eine segmentierte Situation (zuständige persönliche Situation) ist, zum Plakat in Gestalt einer impressiven Situation, die intuitiv mit einem Schlage da ist, zusammenziehen kann, zu einem vielsagenden Eindruck, der zwar trügen, aber analytisch absteigend an korrigierenden Erfahrungen verbessert werden kann, während ich nur synthetisch, von einzelnen Erfahrungen mit mir aufsteigend, mich an das Ganze meiner Persönlichkeit herantasten

kann (vgl. „Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie“ S. 196–204). Das Entsprechende gilt m.E. für Jeden.

Am Schluß Ihres Briefes malen Sie die Erwartung aus, durch Studium der Geschichte der Abwehr der Gedanken Stirners bei Autoren wie Marx und Nietzsche (der sich indessen meines Wissens nie zu Stirner geäußert hat) eine Chance zur Erkenntnis einer welthistorischen Bedeutung der Schriften Stirners zu gewinnen. Entschuldigen Sie, aber das kommt mir etwas phantastisch vor. Gewiß muß man die Bemerkung Jacob Burckhardts ernst nehmen, daß vielleicht im Thukydides eine Tatsache ersten Ranges liegt, die erst in hundert Jahren jemand bemerken wird; ich habe das einmal auf Aristoteles angewandt. Aber man sollte jedem Schriftsteller die Ehre antun, sich für das Entsprechende an seine eigenen Schriften zu halten. Die Reflexe der Späteren verschatten und verzerren eher das Bild; denken Sie nur an Jesus (der leider kein Schriftsteller war) in der Beleuchtung meines Hitlerbuches.

2. September 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

bei der – m.E. zentralen – Frage der Existenz von „Menschen mit starkem Daimon“ kommt unser Gedankenaustausch, wie mir scheint, nicht recht weiter. Sie denken, wie Sie am 29.8. erklären, weder an den zu züchtenden Übermenschen à la Nietzsche noch an den Absolventen einer Lehranalyse gleich welcher psychologischen Schule. So hatte ich Sie auch nicht verstanden. So sehe ich im übrigen auch nicht den Stirner’schen „Eigner“ (vgl. z.B. Kap. 4 in meinem „Katechon“ und „Anarch“, S. 40–49).

Meine Fragen im Brief vom 11.7. zielten auf die Genese eines solchen Menschen und darauf, ob solche Menschen (die keiner Stützung ihres Wollens durch eine implantierende Situation bedürfen) ein „besseres“ Zusammenleben realisieren würden als jene mit schwachem oder fehlendem Daimon – wobei wohl zu unterscheiden ist zwischen 2 Fällen: Leben in einer impl. S. oder in einem Zustand von deren Zerfall (wie in unserer Zeit). Entsteht der starke Daimon in einem Menschen „zufällig“? Oder ist seine Entstehung bei jedem angelegt und wird bei den meisten durch die Bedingungen des Heranwachsens verkrüppelt oder erstickt? (Ich will aber nicht alle Fragen hier wiederholen).

Sie schreiben ferner, Ihnen käme meine „Methode“ zu philosophieren bzw. mich in der nun einmal vorgefundenen (geistigen) Welt zu orientieren, namentlich das Verfahren, aus der grotesken Re(pulsions- und De)zeptionsgeschichte Stirners den Schluss auf dessen (potentielle) „welthistorische“ Bedeutung zu ziehen, „etwas phantastisch“ vor. Ich gebe zu, dass dieser Eindruck leicht entstehen kann; dass dies sehr nach dem Fall eines hoffnungslos verblendeten *aficionados* aussieht. Aber ich weiß nicht, wie ich diesem Eindruck zunächst anders begegnen kann als mit dem

Hinweis auf die von mir in den bisher 3 Bänden „Stirner-Studien“, in der ZEIT und im Internet veröffentlichten Beiträge – wobei ich in den drei Aufsätzen zur „Negation des irrationalen Über-Ichs bei ...“ versuche, die Kernidee zu bestimmen, die so allgemein Repulsion hervorruft und so stereotyp mittels (Auto-)Dezeption abgewehrt wird.

4. September 2000

Sehr geehrter Herr Laska!

Wenn wir uns in das Thema der „Menschen mit starkem Daimon“, das Sie in Ihrem Brief vom 2.09. als zentral ausgeben, vertiefen wollen, bleibt mir nichts übrig, als in der Sprache meiner etwas komplizierten Anthropologie zu sprechen, deren jüngste Darstellung in meinem Buch „Der Spielraum der Gegenwart“ zu finden ist, wozu „Der Leib, der Raum und die Gefühle“ sowie etwa „Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie“ hinzugenommen werden können (was nicht heißen soll, daß ich die umfangreichen älteren Darstellungen ausschließen wollte). Jede menschliche Person (Bewußtsthabere mit Fähigkeit zur Selbstzuschreibung) lebt in ihrer zuständlichen persönlichen Situation (vulgo „Persönlichkeit“), die ihr zugleich Hülle und Partner (der Auseinandersetzung) ist und sich an begegnenden vielsagenden Eindrücken in personaler Emanzipation und personaler Regression, Explikation und Implikation beständig umbildet. In ihr gleiten, wie zähflüssige Massen in einer zähflüssigen Masse, unzählige partielle Situationen, von denen die Psychoanalyse nur die retrospektiven (die – z.T. vergessenen oder verdrängten – Kristallisationskerne der Erinnerung) berücksichtigt, während die prospektiven (z.B. die anima des Mannes nach C.G. Jung) und die weder retrospektiven noch prospektiven (z.B. der Entwurf in eine Rolle, die Lebenstechnik als habituelle Form des Umgangs mit Problemen der Lebensführung, die Gesinnung als die Weise des Sich-einlassens auf das affektive Betroffensein) ebenso wichtig sind. Die Person will, was zu ihrer persönlichen Situation jeweils paßt; das zu merken, ist aber gar nicht so leicht und ähnelt mitunter der Befragung des delphischen Orakels – wenn die Person an dieser Frage nicht einfach vorbeilebt. Ihre Lage wird dadurch noch komplizierter und labiler, daß sie gar nicht ganz in der Hülle ihrer Persönlichkeit stecken bleibt, sondern immer auch präpersonal in leiblich-affektivem Betroffensein und leiblicher Kommunikation existiert (eklatant in der Fassungslosigkeit, unwillkürlich aber in jedem Augenblick ihres Personseins), wodurch sie Gelegenheit hat, in ständig neu sich bildende gemeinsame Situationen einzugehen, ebenso, wie sie andererseits auch ohne das in solche eingehüllt und eingewachsen ist. Aus der präpersonalen Leiblichkeit stammt der vitale Antrieb, ohne dessen Zuwendung es zu keinem Wollen kommt; aus der Inspiration durch die persönliche Situation (und die diese etwa führenden und stützenden gemeinsamen Situationen) stammen die Programme, ohne die die Person nicht einmal

weiß, was sie will. Durch diesen doppelten Zwiespalt – einerseits die zweideutige Stellung zur eigenen persönlichen Situation als Hülle, aber auch Partner, andererseits die Überschiebung personaler Selbstzuschreibung und präpersonaler Leiblichkeit – wird die Person doppelt labil, und der „starke Daimon“ ist das Vermögen, dieser doppelten Unsicherheit eine in der Grundlinie feste, auch in Abweichungen sich durchhaltende Richtung des eigenen Wollens abzugewinnen, ohne die Kraft dazu überwiegend aus dem die persönliche Situation implantierenden Nomos gemeinsamer Situationen schöpfen zu müssen. Dieses Vermögen halte ich für eine Begabung, die wohl geübt, aber nicht regelrecht einstudiert werden kann, besonders nicht im Spielraum von personaler Emanzipation und personaler Regression, deren planmäßige Steuerung von Goethes Mephistopheles beispielsweise als die Kunst, sich nach einem Plane zu verlieben, verspottet wird. Die Integration personaler und präpersonaler Existenz (im Spielraum von personaler Emanzipation und personaler Regression) wird den Menschen durch ihre natürliche Begabung zu Lachen und Weinen erleichtert, und darauf bauen kulturelle Techniken wie Komik und Lyrik auf, diesen Erfolg vertiefend. Dennoch möchte ich Ihre Frage verneinen, ob die Entstehung des starken Daimons bei jedem Menschen angelegt und nur durch Bedingungen des Heranwachsens verkrüppelt werde (bis Rousseau kommt und seinen Emil rettet). In beiden Dimensionen, die ich eben als Zonen der Unsicherheit für die Person gekennzeichnet habe, gehören Reibungen, die die Einheitlichkeit und Festigkeit des Wollens erschweren, ganz wesentlich zu dessen lebendiger Kraft, die aus der diesen Hemmungen abzugewinnenden Selbstsicherheit stammt, und es bleibt bei Goethes Mahnung: Eines schickt sich nicht für alle. Sehe jeder, wie er's treibe, Sehe jeder, wo er bleibe, Und wer steht, daß er nicht falle.

5.09. Der Mensch hat den Tieren ungeheure Chancen voraus, die ich als Entfaltung der Gegenwart beschrieben habe, aber er gerät dadurch in eine unsichere, zwiespältige Zwischenlage, die ihn ständig mit Entgleisungen bedroht. Es ist wie ein Wellenreiten, in dem sich, wer oben bleiben will, selbst Könnerschaft erwerben und immer neu einüben muß. Diese prekäre Situation wird verkannt, wenn man jedem Menschen die Anlage zu einem starken Daimon zutraut, der nur „bei den meisten durch die Bedingungen des Heranwachsens verkrüppelt oder erstickt“ würde.

15. September 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

Ihr Brief vom 4. und 5.9., gestempelt am 5.9., kam erst gestern hier an, möglicherweise, weil er an meine in meinem letzten Brief angegebene Straßenadresse gerichtet war, was die neue, „private“ Post Ihren „Kunden“ auf diese Weise austreiben will. Deshalb oben wieder meine Postfachadresse.

Sie beginnen: „Wenn wir uns in das Thema der Menschen ‚mit starkem Daimon‘, das Sie ... als zentral ausgeben, vertiefen wollen ...“ – Kann ich daraus entnehmen, dass *Sie* dieses Thema *nicht* als zentral ansehen? – „... bleibt mir nichts anderes übrig, als in der Sprache meiner etwas komplizierten Anthropologie zu sprechen ...“ und nennen drei Ihrer Titel. Ich glaube, obwohl ich bisher nur einige Ihrer Titel gelesen habe, einigermaßen richtig zu verstehen (im Sinne des passiven Wortschatzes), was Sie in Ihren Briefen ausführen.

Sie sprechen am 4.9. vom doppelten Zwiespalt, von der doppelten Labilität, von der doppelten Unsicherheit, der der Mensch im Gegensatz zum Tier ausgesetzt sei. Menschen mit starkem Daimon seien in der Lage, trotz dieser Situation, sozusagen „aus sich heraus“, ein stabiles, nicht dauerhaft erschütterbares Wollen zu leben. Die anderen Menschen – die ganz überwiegende Mehrheit? – benötigten zu einem solchen Wollen – wäre das dann überhaupt ein Wollen gleicher „Qualität“? – einen „die persönliche Situation implantierenden Nomos gemeinsamer Situationen.“ Der starke Daimon sei eine Begabung, etwas, was zwar geübt, aber nicht einstudiert werden kann; sei außerdem *nicht*, wie man vermuten könnte, bei jedem angelegt und in der Regel im Enkulturationsprozess beschädigt oder zerstört.

Hmmm, ich kann diesen Gedanken – zumindest glaube ich’s – verstehen, nachvollziehen, aber nicht akzeptieren, nicht mir aneignen. Die Beispiele, die Sie früher für Menschen mit starkem Daimon nannten – der Künstler, die Mutter, auch eine Einzelperson: Hitler – machen mir die Sache nicht leichter. Schwer verständlich ist mir zudem, dass Sie die Problematik der Menschen mit starkem Daimon als eine periphere ansehen (Sie schrieben am 2.8., ich griffe eine bloße „Bemerkung“ aus dem Hitlerbuch S. 380 auf; & s. oben – oder gehen Sie andernorts ausführlich auf sie ein?).

Wenn ich in diesen Begriffen denke, dann beziehe ich sie doch zuerst einmal auf mich. Bin ich ein Mensch mit starkem Daimon? Wenn ja: Wie stehe ich – als solcher – zu der Welt der Vielen ohne Daimon, deren – intakte oder sich zersetzende – gemeinsame Situation doch stark in mein Leben eingreift? Wenn nein: Kann ich überhaupt meine Situation reflektieren? Richtiger: Ist mein Reflektieren über meine daimonlose Existenz nur möglich, wenn ich mich aus der gemeinsamen Situation, in die meine persönliche Situation implantiert war, entfernt habe? ... usw. usf. Ich bin doch sehr bald auf die Frage nach den tiefsten persönlichen Motiven meines „Philosophierens“ verwiesen. Kurz: die Sache wird sehr diffizil und in Briefen immer schwieriger zu behandeln. Aber natürlich wird sie damit nur interessanter.

Sehr geehrter Herr Laska,

bei philosophischen Problemen ist der Mittelpunkt überall und die Peripherie nirgends. Es kommt nur auf die Perspektive oder, wie man heute gern sagt, den Ansatz an, ob man den „starken Daimon“ für ein zentrales Thema hält. Der Grund für mich, diese Auszeichnung nicht sofort mit fliegenden Fahnen mitzumachen, könnte gewesen sein, daß ich diesen starken Daimon im Sinne von AHG („Adolf Hitler in der Geschichte“) 324 für eine Gabe des Glücks (τύχη) halte, nicht gerade ein Danaer- aber ein ambivalentes Geschenk, für das man dankbar sein kann, sofern es das Leben leichter macht, vor dem man freilich auch wachsam sein sollte, um nicht sich und andere ins Verderben zu führen, jedoch nicht für ein Thema, worauf man große Hoffnungen einer systematischen Erziehung setzen könnte. Die Römer nannten den (starken oder schwächeren) Daimon des Mannes „genius“. Ist das nun ein zentrales Thema? Je nach dem.

In Ihrem Brief vom 15.09. stellen Sie die Frage, ob Sie selbst ein Mensch mit starkem Daimon seien. Dafür spricht, daß Sie sich als die Helden, denen Sie auf dem Wege zum Olymp sich nachbegeben, mit solcher Beharrlichkeit ein so eigenartiges Dreieck gewählt haben. Was mich etwas skeptisch stimmt, ist der Umstand, daß Sie bezüglich Stirners auf noch nicht genügend erforschte „wiederholte Spiegelungen“ an Marx, Nietzsche, Carl Schmitt u.a. wie auf Orakel warten. Mir würde es noch mehr imponieren, wenn Sie in direktem Zugriff Stirner das gewünschte Thema abgewöhnen und es dann gegen den ganzen Troß von Rezipienten ausspielen, als etwas, das Sie selbst im eigenen Namen vertreten. Übrigens kenne ich Sie nicht und kann die Frage also nicht beantworten.

Eine Anschlußfrage liegt mir nahe, nämlich, ob *ich* ein Mensch mit starkem Daimon bin. Dafür spricht, daß ich meinen – gleichfalls sehr eigenwilligen – Weg durchs Leben bisher auf bemerkenswert gerader Linie genommen habe, wie getrieben oder geführt, ohne datierbaren Entschluß. Von Hebbel gibt es einen Vierzeiler, dessen erste Zeile ich vergessen habe; die drei letzten Zeilen lauten:

Renne mit dem Kopf nur gegen die Mauer!
Hast du Glück,
So weicht die Mauer vor dir zurück.

Wenn ich auf mein nun 72 jähriges Leben zurückblicke, habe ich das Gefühl, daß immer dann, wenn ich an eine Mauer anstieß, eine Tür aufsprang, nicht gerade eine Triumphpforte, aber breit genug, um mich auf geradem Wege weiterkommen zu lassen. Dabei ist meine persönliche Situation durchaus implantiert in gemeinsame Situationen. Ich stamme vom Elternhaus her aus der Welt des Leipziger Reichsgerichts, also des altbürgerlichen Stils gehobener Kultur. Eine eher problematische, aber nicht unfruchtbare Einpflanzung verdankt meine Persönlichkeit ihrer frühen katholischen

Erziehung in protestantischer und kirchenfeindlicher (nationalsozialistischer) Nachbarschaft. Noch heute kann ich sagen, daß ich zwar kein Christ, aber ein Katholik ohne jede dogmatische oder moralische Bindung an Autoritäten der katholischen Kirche bin. Ich habe mich durch meine emanzipatorische Reflexion und kritische Auseinandersetzung keineswegs von diesen Wurzeln gelöst. Im Exkurs über Situationen (AHG Kapitel 2) setze ich mein soziales Situationsmodell dem sozialen Organismusmodell der konservativen Aristoteliker durch zwei Merkmale entgegen: 1. Die Person kann sich mit der ihre Persönlichkeit implantierenden Situation direkt auseinandersetzen, während die Glieder eines sozialen Körpers sich nur im Rahmen seiner Ganzheit mit einander auseinandersetzen können (wie mit dem Magen in der Fabel des Menenius Agrippa). 2. Bei der Auseinandersetzung können aus der (wie jede Situation) gegen Inkonsistenzen toleranten implantierenden Situation durch Explikation Widersprüche hervortreten, die zu einer Umbildung der Situation (bis zum „Platzen“) führen können. (So etwas hat Hegel in seiner „Phänomenologie des Geistes“ als den Weg der Erfahrung des Bewußtseins durch die Geschichte zu konstruieren versucht, vgl. mein Buch „Hegels Logik“ S. 402–420.) Die Person kann mit einer implantierenden Situation mindestens so selbständig umgehen wie ein Schriftsteller mit seiner Muttersprache, sei es als auf den Schultern Nietzsches turnender Artist wie Sloterdijk oder mit der Eleganz bloßer Präzision wie die Autoren des BGB von 1894, Eduard Zeller in seiner „Philosophie der Griechen“ und Hilbert und Bernays („Grundlagen der Mathematik“), oder auf andere Weise.

Damit will ich auch folgende Frage aus Ihrem Brief beantwortet haben: „Ist mein Reflektieren über meine daimonlose Existenz nur möglich, wenn ich mich aus der gemeinsamen Situation entfernt habe, in die meine persönliche Situation implantiert war?“ Zum Verständnis dieses herausgerissenen Zitats muß ich hinzufügen, daß Sie sich keineswegs eine daimonlose Existenz zuschreiben, sondern die Frage unter der bloß hypothetischen Voraussetzung stellen, daß Sie kein Mensch mit starkem Daimon wären (was übrigens keine daimonlose Existenz zur Folge hätte, denn auch dann bräuchte Ihnen noch nicht „jede Linie in der Persönlichkeit“ zu fehlen wie dem „vitalschwachen Versager“ nach Dirks, siehe mein Buch „Der unerschöpfliche Gegenstand“ S. 167). Nun zur Antwort: Sie brauchen sich aus einer implantierenden Situation nicht so entfernt zu haben, daß Sie nur noch kopfschüttelnd draußen stehen oder gar mit haßerfüllter Ablehnung zurücksehen, um darauf reflektieren zu können, aber Sie brauchen dafür so viel Abstand durch personale Emanzipation, daß die Einbindung einerseits locker wird, während sie andererseits doch fest bleiben kann. Das ist nämlich ein eigentümlicher Zug personaler Emanzipation, daß die Person sich mit zwiespältiger, labiler Ganzheit auf verschiedenen Niveaus zugleich aufhält, indem sie z.B. der Konvention so weit unterworfen bleibt, sich wegen

einer sich in Gesellschaft gegebenen Blöße ehrlich zu schämen, zugleich aber von dieser Konvention so viel Abstand hat, daß sie sich über die eigene Scham wundert und den Kopf schüttelt. So doppelgleisig kann die auf eine ihre Persönlichkeit implantierende Situation reflektierende Person zu dieser implantierenden Situation immer stehen.

Dies sei genug für heute.

21. September 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

der „starke Daimon“ (sD) – zentrales oder peripheres Thema? Weder noch – sowohl als auch ... Es kommt auf die Perspektive an ... Nun ja ...

Ich hatte mich nur gewundert, dass die Erwähnung des sD bei Ihnen (in AHG) so beiläufig ist, dass ich sie fast übersehen hätte, nur eher zufällig fand. Weil ich nicht Ihr gesamtes Werk kenne, fragte ich nach, ob Sie darüber an anderer Stelle ausführlicher geschrieben haben. Und da Sie am 2.8. Menschen mit sD in Anlehnung an Stirners Terminologie auch als „primäre Eigner“ bezeichnet haben, können Sie sich denken, dass das Thema „aus meiner Perspektive“ (ich weiß gar nicht, ob ich eine andere ernsthaft einnehmen könnte) zentral ist.

Meine Frage vom 15.9. („Bin ich ein Mensch mit sD?“), die ich mit „Wenn ich in diesen Begriffen denke“ einleitete, war natürlich so gemeint, dass ein jeder, also auch ich, sie *sich* automatisch sofort stellt – mit den genannten Folgefragen: falls ja/nein –, *nicht* als konkrete Frage *an Sie über mich*. Ihre Ausführungen über die Möglichkeiten und Modi, die einer Person offenstehen, um sich mit der ihre Persönlichkeit implantierenden Situation auseinanderzusetzen, haben mir Ihre Sicht der Dinge jedenfalls deutlicher gemacht.

So wie ich Sie verstanden habe – auch anhand Ihres Beispiels des Umgangs eines Schriftstellers (jedes Schreibenden?) mit seiner Muttersprache –, ist alles eine Frage des Grades. Andererseits: wenn Sie sagen, dass Sie den sD als (ambivalente) Gabe des Glücks ansehen, nicht als etwas, das sich durch systematische Erziehung herbeiführen ließe, klingt das doch wieder so, als sei hier eine andere Qualität gemeint.

À propos: Sie scheinen mich so zu verstehen, als setzte ich, wie Sie schreiben, „große Hoffnungen auf systematische Erziehung“ zur Erzeugung von Menschen mit sD – denen ich ein „besseres“ Zusammenleben zutraue als den früheren „voll Implantierten“ oder gar den heutigen „orientierungslos Taumelnden“, sprich: in deren Gesellschaft *ich* mich wohler fühlen würde als unter meinen Zeitgenossen. Dies träfe einigermassen, was ich meine, wenn es statt Erziehung Nicht-Erziehung hieße (dies nur als quasi stenographisches Signal, bitte nicht als rousseauistisch aufzufassen). Und natürlich kann ich keine wirklichen Hoffnungen für eine ferne Zukunft hegen.

An anderer Stelle schreiben Sie, ich würde auf noch nicht genügend erforschte „wiederholte Spiegelungen“ (?) Stirners an Marx, Nietzsche, Carl Schmitt u.a. wie auf Orakel warten, statt in direktem Zugriff Stirner das gewünschte Thema abzugewinnen und es dann gegen den ganzen Tross von Rezipienten auszuspielen. Das mit dem Orakel sehe ich natürlich nicht so. (Gleichwohl interessiert mich, aufgrund welcher meiner Schriften dieser Eindruck entstanden sein konnte). Und über jenen Tross, heute „mainstream“ genannt, habe ich keinerlei Illusionen; er wird sich selbst durch solch gellende Rufe, wie ich sie betr. Marx, Nietzsche, Carl Schmitt u.a. seiner Idole von mir gab, nicht von seiner lärmenden – und ja auch einträglichen – Geschäftigkeit abbringen lassen (was freilich nicht zuletzt ein auch theoretisches Problem ist >>> die Reflektionskapazität der „Implantierten“ oder der „Taumelnden“). Ich zähle allenfalls auf Einzelne.

29. September 2000

Sehr geehrter Herr Laska!

Vielleicht war es symptomatisch für mein Verhältnis zum Thema „starker Daimon“, daß ich laut Ihrem Brief vom 21. d.M. Ihre Frage „Bin ich ein Mensch mit starkem Daimon?“ falsch auf Sie persönlich bezogen habe, statt sie als Appell an das Geständnis, „daß ein jeder, also auch ich, sie sich automatisch sofort stellt“, zu verstehen. Auf diesen Gedanken kam ich wohl deshalb nicht, weil die Frage für mich in der Tat nicht so zentral wie für Sie ist. Ob mit oder ohne starken Daimon, geführt werden wir Menschen so und so – vom starken Daimon (d.h. von einem hinlänglich führkräftigen Programmanteil der eigenen zuständigen persönlichen Situation) oder (= vel, nicht-ausschließendes „oder“, nicht aut, nicht „entweder-oder“) vom Nomos einer implantierenden Situation oder von den Launen aktueller Situationen, und – mit den berühmten Worten des „Egmont“-Zitats am Schluß von „Dichtung und Wahrheit“ – „uns bleibt nichts, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam.“ Diesem Goethewort möchte ich allerdings ein anderes aus den „Maximen und Reflexionen“ hinzufügen, nämlich, „daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahn eben deshalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste“. Damit meine ich: Man sollte sich als erwachsene oder vielmehr immer noch erwachsende Person so viel Kritikfähigkeit auch der eigenen Geführtheit gegenüber bewahren, daß es einem nicht so geht wie Goethes Euphorion (im „Faust“): „Doch du ranntest unaufhaltsam frei ins willenlose Netz.“ (Gemeint ist Lord Byron, sicherlich ein Mensch mit starkem Daimon; übrigens war auch der Ausdruck „wiederholte Spiegelungen“ in meinem letzten Brief, hinter

den Sie ein Fragezeichen setzen, Anspielung auf den gleichlautenden Titel eines Aufsatzes von Goethe.)

Die Umdeutung des starken Daimons in einen Eigner im Sinne von Max Stirner, der – nach Nietzsche, siehe mein Buch „Selbstdarstellung als Philosophie“ Seite 159 – „mit einer ungeheuren und stolzen Gelassenheit leben“ will, „immer jenseits –. Seine Affekte, sein Für und Wider willkürlich haben und nicht haben, sich auf sie *setzen*, wie auf Pferde, oft wie auf Esel“, ist mir sehr unbehaglich, und ich habe diese Gleichung nur erwähnt, um ihr zu widersprechen. Was ich von der Umdeutung der Gefühle, die mich ergreifen (und sei es die Langeweile nach Abarbeitung sonstiger Ergriffenheit), in eigene Gefühle im possessiven Sinn halte, können Sie meiner Auseinandersetzung mit Dr. Fuchs, die ich beilege (als maschinenschriftliche Kopie eines ursprünglich handschriftlichen Briefes) in den Punkten Nr. 5, 14, und 15 entnehmen.

Meine etwas spitze Formulierung, daß Sie auf die wiederholten Spiegelungen Stirners an Marx, Nietzsche, Schmitt und anderen „wie auf Orakel“ zu warten scheinen, entspringt meiner Frustration darüber, daß aus Ihren Worten und Schriften nicht zu entnehmen ist, welchen Weg Sie für sich und andere, meinetwegen Künftige, in der Nachfolge Stirners vorschlagen. Wie der Grieche, der nicht wußte, was er tun soll, den Gott befragte, der ihm oft dunkle und zweideutige Auskunft gab, scheinen Sie sich den entsprechenden Aufschluß von einer Rezeptionsgeschichte holen zu wollen, obwohl diese, wie Sie selber monieren, die Intention oder das Anliegen Stirners gar nicht klärt, jedenfalls nicht aufnimmt, sondern mit Ausweichen oder Abwehr quitiert. Das wirkt auf mich wie eine unabsehbare Galerie „wiederholter Spiegelungen“, in der ein Lichtstrahl immer erneut gebrochen wird.

3. Oktober 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

haben Sie Dank für die Zusendung einer Kopie Ihrer Auseinandersetzung mit der Kritik, die Thomas Fuchs in seiner Dissertation von 1999 – Ihrem Brief nach zu urteilen: – im wesentlichen an Ihrer Theorie der Gefühle als, wie er schreibt, „numinose, überpersönliche, fremde, schicksalhaft heimsuchende Mächte“, geübt hat. Mich berührt *diese* Kontroverse weniger. Ich bewundere zwar immer wieder, wie Sie schwer zu beschreibende Zustände/Vorgänge begrifflich und sprachlich zu erfassen vermögen, doch letztlich bleibe ich im Urteil indifferent wie bei anderer (z.B. psychoanalytischer) Fachlektüre und empfinde (als allenfalls „halbgebildeter“ „Laie“) den Streit der Fachleute als für mein Denken nicht von entscheidender Bedeutung.

Zugeschickt haben Sie mir diese Seiten ja, um mir anhand einiger Erwiderungen auf Fuchs Ihre Auffassung des „possessorischen Missverständ-

nisses“ von Gefühlen und des „introjektionistischen Paradigmas“ als dessen Grundlage zu erläutern. Anlass war, dass ich am 21.9. eine Stelle aus Ihrem Brief vom 2.8. verkürzt und damit – ich bitte um Entschuldigung – nicht sinngerecht wiedergegeben habe: Sie hätten Menschen mit starkem Daimon als „primäre Eigner“ im Stirner’schen Sinne bezeichnet. Das war von Ihnen freilich im Konjunktiv gesagt, und Sie hatten Ihre Auffassung gleich angefügt – die Sie am 29.9. noch einmal formulierten:

Ob mit oder ohne starken Daimon, geführt werden wir Menschen so und so –

[a] vom starken Daimon ...

[b] oder (nicht ausschließendes > oder/und) vom Nomos einer implantierenden Situation

[c] oder (ausschließendes?) von den Launen aktueller Situationen.

Mit [c] wären wir (nachdem die Frage des starken Daimons einigermaßen geklärt ist) wieder beim Ausgangspunkt unseres Gedankenaustauschs im Anschluss an das Fazit von AHG. Ich fand Ihren dortigen „Ausblick“ unbefriedigend, meinte, es könne aus der heutigen/hiesigen Welt der „hemmungslos Taumelnden“ (c) *keinen Weg zurück* geben zu der Welt (b incl. a), ja, ich hielt – und halte – dies auch nicht für wünschenswert, wünschte vielmehr, die (europ.) Menschheit möge sich endlich aufschwingen und sich zum „Ausgang aus der Unmündigkeit“ hin entwickeln (wobei ich das erste Hindernis darin sehe, dass sie diese Entwicklung längst – wann und wie eigentlich? – vollzogen zu haben wähnt).

Dieser kollektive „Wahn“, der sich u.a. durch das Gerede von der „Postmoderne“, vom „end of history“ etc. ausdrückt, ist es, gegen den ich – und dies wohl noch viele Jahre nur für mich und ein paar Leser – andenke und anschreibe. Ich wüsste nicht, was ich sonst und mehr tun sollte. Sie sagen, es frustriere sie, dass ich keinen Weg aus der geistigen Misere unserer Zeit vorschlage. Letzteres ist m.E. zu viel verlangt. Aber eigentlich tue ich’s ja sogar, freilich nicht direktiv, nicht präskriptiv, eher dadurch, dass ich alle bequemen Aus- (und Irr-)wege versperre – sofern diese Sperren als solche erkannt, sofern ich verstanden werde. Hmmm. – Ihr Eindruck, meine Exposition der – wie ich meine: „wahren“ (im Gegensatz zu der von der Fachwelt kanonisierten, evasiven) – Rezeptionsgeschichte Stirners (in der die bejubelten Auswege, die Marx, Nietzsche u.a. schufen, die primären und sekundären „Verdrängungen“, als solche kenntlich werden) diene mir als eine Art Orakel, bleibt mir unverständlich. Er muss mir allerdings zu denken geben, und ich bin Ihnen deshalb dankbar dafür, dass Sie ihn mir mitgeteilt haben.

Sehr geehrter Herr Laska!

Ihr schöner Brief von vorgestern gibt mir kaum Anlaß zu Einwänden. Aus dem Schlußkapitel von AHG ergibt sich allerdings, daß ich die galoppierende Zersetzung implantierender (und überhaupt zuständlicher) Situationen, ihre forcierte Ersetzung durch aktuelle, nicht verschmerze, aber keineswegs, daß ich einfach zurück wollte, zumal der Weg zurück über Augustinus, Jesus, Platon und Demokrit ja nur an die Quelle der vier Verfehlungen des abendländischen Geistes (im Kultursystem des Behauptens, neben anderen, relativ unabhängigen und großartig entwickelten Teilsystemen der europäischen Kultur) zurückführen würde. Den trockenen, ehrlichen Nihilisten Stirner, umgeben von dem leichtsinnigen Marx (AHG 234), dem pseudonihilistischen Blender Nietzsche („Selbstdarstellung als Philosophie“ 312) und dem koketten Dandy Wittgenstein (ebd. 424–427), weiß ich sehr zu schätzen, aber als Mahnmal eines Problems, nicht als Verheißer eines künftigen Weges. In meiner längst vergriffenen Broschüre „Nihilismus als Schicksal?“ von 1972 habe ich das Ausreifenlassen der Verlegenheit als eine Chance bezeichnet, an einen Wendepunkt zu kommen, wo es möglich wird, das Leben in immer leerer werdenden Projektionen einzutauschen gegen die Verankerung des Lebenswillens in der Gegenwart, mit Epikur und Frau v. Guyon (amour pur) als Vorzeichnern dieser Möglichkeit. Das momentan favorisierte Ausspielen der aktuellen Situationen gegen die zuständlichen ist alles andere als diese Verankerung; das zweite „oder“ in der von Ihnen rezierten Aufreihung von Weisen des Geführt-werdens ist also als ausschließendes zu verstehen, mit der mathematischen Methode der Klammerung: Wir werden geführt

(vom starken Daimon vel von implantierenden Situationen) aut von den Launen aktueller Situationen.

Wenn Sie in diesem Sinn gegen das ahnungslose Selbstvertrauen unserer abendländischen Optimisten (gegen das Gerede von Postmoderne und end of history) Wacht bei Stirner halten, bin ich im Geist an Ihrer Seite, wenn ich auch zweifle, ob in der Gruft, wo dieser edle Denker liegt, der Schlüssel zum Ausweg aus der nach Kant selbstverschuldeten Unmündigkeit zu finden ist.

Im 23. Sonett des 2. Teils der Sonette an Orpheus von Rilke stehen zwei Zeilen, die mich nicht loslassen:

Wir sind frei. Wir wurden dort entlassen,
wo wir meinten, erst begrüßt zu sein.

Wenn die Menschen ihre Freiheit nicht wie unmündige Kinder als Freiheit zu Spielereien und Launen verstünden, sondern als die Freiheit des Entlassenen, der eine Freundlichkeit, die als Abschied gemeint war, als Begrüßung zur Aufnahme und Betreuung mißverstanden hat, dann wäre viel-

leicht der Wendepunkt erreicht, wo die Verlegenheit ausgereift ist zur möglichen Entscheidung für einen neuen Weg, und die Zersetzung der zuständigen implantierenden Situationen könnte sich gelohnt haben.

9. Oktober 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

Sie schreiben – als Antwort auf den vorletzten Absatz meines Briefes vom 3.10., wo ich meine Auffassung wiederholte, es gäbe aus der gegenwärtigen Lage keinen Weg zurück –, dass Sie in Ihrem Ausblick am Ende von AHG „nicht einfach zurück“ wollten, zumal ein Rekurs nur an die Quelle der vier Verfehlungen führen würde. Gut. Sie lösen dann aber keineswegs meinen Eindruck auf, dass Sie als Mittel gegen die akute „galoppierende Zersetzung implantierender (und überhaupt zuständlicher) Situationen“ die Wiederherstellung ebensolcher vorschlagen – was ich mit dem Zurückwollen meinte und was ich für unrealistisch halte. Andererseits schreiben Sie gegen Ende, dass Sie auch so etwas wie einen (noch zukünftigen) Wendepunkt in der menschlichen Entwicklung anvisieren, bei dessen Erreichung Sie sagen würden, dass sich die „Zersetzung der zuständigen implantierenden Situationen ... gelohnt“ haben könnte, weil dann die „Entscheidung für einen neuen Weg“ möglich geworden sei. Das klingt, als meinen wir *modo grosso* das Gleiche; aber ich fürchte doch, es klingt nur so.

Zurück gehe ich ja auch – zu drei Quellen ein und derselben „Verfehlung“ der (neuzeitlichen) aufklärerischen Entwicklung, zu meinen drei verfeimten Helden, Aufklärern, die jeweils insbesondere von ihren aufklärerischen Kollegen (in übereifriger, aber wohl unbewusster Komplizenschaft mit ihren gegenaufklärerischen Zeitgenossen) zu Unberührbaren, sozusagen zu „Parias des Geistes“, gemacht worden sind: La Mettrie von Voltaire, Diderot, Holbach & Co.; Stirner von Marx, Nietzsche & Co.; Reich von Freud, Adorno, Marcuse & Co. So unterschiedlich der geistesgeschichtliche Kontext in den drei Fällen auch war, so ähnlich sind die jeweiligen „Verfehlungen“ – so dass ich oben von ein und derselben Verfehlung sprechen konnte. Ich habe ihre (nahezu identische) Ursache in jeweils einem Aufsatz „Die Negation des irrationalen Über-Ich bei [La Mettrie / Max Stirner / Wilhelm Reich]“ skizziert (den Stirner betreffenden habe ich Ihnen, wenn ich mich richtig erinnere, zugeschickt).

Sie schreiben, Sie schätzten Stirner als Mahnmal eines Problems, nicht als Verheißer eines künftigen Weges. Das könnte ich *cum grano salis* unterschreiben, und zwar für alle drei meiner Helden (L, S, R). Diese mahnen m.E. jedoch *nicht irgendein* Problem an, sondern *das* Problem der neuzeitlichen europäischen Kulturentwicklung, und indem sie die alten Wege, die immer wieder genommen werden, obwohl sie sich schon so oft als Sackgassen erwiesen haben, als ebensolche bezeichnen, sind sie – indirekt – Kündler

eines neuen Weges. Ich leugne nicht, dass ihre literarische Hinterlassenschaft die Interpretationen zulässt, die in den Lehrbüchern stehen; aber eben auch *eine* andere, enorm produktive. Besonders Reichs Werk vergleiche ich gern mit einem Palimpsest: erst nach dem sorgfältigen Abtragen vieler Schichten erblickt man das Original. Und auch bei Stirner und La Mettrie gibt es solche Schichten, d.h. findet man viele Stellen, die man als (sehr willkommene) Dementis dessen interpretieren kann, was ich als ihre Kernidee sehe. Diese Kernidee wurde m.E. gerade von ihren entschiedens-ten Feinden (im Fall Stirners: Marx und Nietzsche) durchaus gespürt, wenn vielleicht auch nur kurz, aber in einem entscheidenden Stadium ihrer Entwicklung. Na ja, Sie kennen ja einige meiner Arbeiten zu diesem Thema. Diese Reaktionen der „großen Denker“ sind mir in ihrer Aussagekraft kaum überschätzbare Indizien, aber keine – Orakel.

Darin, fundamentale „Verfehlungen“ in der Vergangenheit als Orientierungshilfe in der Gegenwart aufzuspüren, stimmen wir überein – doch unsere Funde scheinen sich sehr zu unterscheiden, oder?

10. Oktober 2000

Sehr geehrter Herr Laska!

Daß unsere programmatischen Überzeugungen nicht harmonieren, wie Sie in Ihrem Brief von gestern nahelegen, habe auch ich immer vermutet, bestärkt durch mancherlei Hinweise, z.B. Ihre abschätzige Bewertung der Führung durch den Nomos implantierender Situationen. Ich halte den Verlust dieser Führung, die Zersetzung zuständlicher implantierender Situationen zu Gunsten aktueller Situationen und konstruierter Netze einzelner Normen (Konstellationen, wie ich sage), für eine schreckliche Verarmung des auf binnendiffuse Bedeutsamkeit, auf das Schöpfen aus ihr, angewiesenen Lebens. Ob das aber eine Wegweisung zurück ist? Rein zeitlich gesehen, in der Tat, weil diese Zersetzung in der Tat rasche Fortschritte macht, spätestens seit Auflösung der hochbürgerlichen, aus einer Verbindung der französischen Salonkultur mit der deutschen Bildungswelt der Goethezeit hervorgegangenen Gesellschaft. Nicht aber, wenn Weg-zurück ein statisches Ideal des Anhaltens von Entwicklungen und sogar von Umstürzen meint. Ich habe ja schon im Hitlerbuch das Konzept der implantierenden Situation deutlich von den konservativen Konzepten des sozialen Organismus oder Körpers abgehoben. Während die Glieder und Organe eines Körpers sich nur mit einander auseinandersetzen können (z.B. Herz und Lunge, wenn der kleine Blutkreislauf nicht mehr richtig funktioniert), kann sich die Person direkt mit der implantierenden Situation auseinandersetzen und diese eventuell durch Explikation in ihr latent vorhandener Inkonsistenzen aufbrechen (was in der bürgerlichen Gesellschaft vielfach und ergiebig geschah). Daher läßt das Konzept der implantierenden Situation der geschichtlichen Dynamik Spielraum. Auch kann die starke Persön-

lichkeit, der starke Daimon von der Führung durch den Nomos einer implantierenden Situation noch mehr gestärkt werden, wenn er auch ohne solche Führung auskommt.

In meinem vorigen Brief habe ich allerdings angedeutet, daß sich auch die Zersetzung implantierender Situationen eines Tages gelohnt haben könnte, wenn die Menschen nämlich lernen, sich ernstlich als Entlassene gemäß den Zeilen von Rilke zu fühlen, allein gelassen durch den Zusammenbruch der zuständlichen implantierenden Situationen, und die Unzulänglichkeit der Surrogate (soziales Netz usw.) durchschauen. Was ich mir davon verspreche, ist die Verzweiflung am auf Projektionen bauenden Leben, das heute schon zum Leerlauf des bloßen Verkehrs als Ideal (Reisen, Autofahren, Nachrichtentechnik) entartet ist. „Eisenbahnen, Dampfschiffe, Schnellposten und alle Facilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren.“ (Goethe) Wenn die Menschen sich ernstlich als Entlassene kennen lernten, könnten sie die Möglichkeit entdecken, gegenwärtiger zu werden, furchtlos offen für das, was jeweils im Augenblick möglich und nötig ist, ohne der Stützung des Lebenswillens durch utopische Aussichten zu bedürfen, freilich auch, ohne sich solche zu verbieten. Den Menschen, die in eine solche Lage kommen, Vorarbeit zu leisten für die Erschließung der Gegenwart als Dimension und das Lebenkönnen in ihr, ist das Ziel, in dessen Dienst mein Philosophieren steht. Dessen maßgebliche Widersacher finde ich nicht erst, wie Sie, in der Neuzeit, sondern schon im Altertum (Demokrit, Platon, der synoptische Jesus, Paulus, Augustinus).

In welchem Maß unsere programmatischen Überzeugungen nun aber tatsächlich auseinanderlaufen, wage ich nicht abschließend zu beurteilen, weil mir nicht klar ist, worauf Sie hinauswollen. Sie verdecken das in Ihrem Brief durch die Behauptung von Zweideutigkeiten oder Mehrschichtigkeiten bei Ihren drei Helden LSR, ohne die Schichten, auf die es Ihnen ankommt, herauszupräparieren. Ich will Sie deshalb nicht tadeln; vielleicht brauchen Sie diese Unbestimmtheit, nur eine Knospe, einen Embryo (in Ihnen oder in der Menschheit) zu schauen, der nicht zu früh ans Licht gezogen werden darf. Aber solange Sie nicht sagen, worauf es Ihnen ankommt, können Sie auch nicht erwarten, daß Ihre Funde mit denen eines Anderen verglichen werden.

Noch ein Wort zu den implantierenden Situationen: Ich halte nicht für ganz unmöglich, daß sie sich im engsten Rahmen wieder zu regenerieren beginnen. Ein Anzeichen könnte die spontane Tendenz zur Treue in den sogenannten Zweierbeziehungen sein – nicht eine durch fixe Programme, wie etwa lebenslange monogame Bindung, geregelte Treue, aber Treue im Sinne spontanen, formlosen Einverstandenseins mit dem Zusammengehören von Recht und Pflicht, worin ich den Schlüssel zur Bildung implan-

tierender Situationen sehe (AHG 386), im Gegensatz zum heute herrschenden einseitigen Betonen der Menschenrechte, die jeder gegen alle Anderen ausspielt, so daß sich ein Krieg aller gegen alle ergibt, der mühsam durch den Waffenstillstand der freiheitlich-demokratischen Ordnung reguliert und in ständigen Reibungen abreagiert wird. Vielleicht müssen wir, statt auf die großen Prinzipien („Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“), auf etwas bauen, das sich formlos und unscheinbar im kleinsten Rahmen zu bilden beginnt.

15. Oktober 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

in Ihrem letzten Brief schreiben Sie, Ihnen sei nicht klar, worauf ich hinauswolle; ich verdecke dies, indem ich Zweideutigkeiten und Mehrschichtigkeiten bei meinen Helden L, S, R behaupte, ohne das, worauf es mir ankommt, herauszupräparieren. Der Einwand ist berechtigt, wenn auch nicht in dieser Schärfe, denn das, worauf es mir ankommt, habe ich in meiner Aufsatzreihe „Die Negation des irrationalen Über-Ich ... bei L / ... bei S / ... bei R“ zumindest holzschnittartig skizziert. Darin wird implizit alles als irrelevant ausgeblendet, was in der gängigen Literatur – natürlich auch zitatbelegt (s. Problem der Zweideutigkeit) – über L/S/R gesagt wird. – Wenn z.B. Sie, im Brief vom 5.10., Stirner als „trockenen, ehrlichen Nihilisten“ deutlich von dem „leichtsinnigen Marx“, dem „pseudonihilistischen Blender Nietzsche“ und dem „koketten Dandy Wittgenstein“ abheben, dann ist das zwar im Vergleich zu den meisten Urteilen über Stirner sehr wohlwollend. Aber – einmal abgesehen davon, dass ich Stirner *nicht* als Nihilisten sehe (s. Problem der Zweideutigkeit) – hier ergibt sich doch sofort die Frage, warum dann („Scharlatane“ wie) Marx, Nietzsche, Wittgenstein und andere „große Denker“ so eifrig zu ebendiesen stilisiert und gefeiert wurden und werden. Diese Frage erscheint mir die erste zu sein – und deshalb habe ich als erstes die, wie ich sie nenne, Re(pulsions- und De)zeptionsgeschichte Stirners erforscht und rekonstruiert. Das war „objektiv“ ein Paukenschlag – der dennoch ungehört blieb. Solange aber die Fachwelt sogar die präsentierten „harten Fakten“ ignoriert, sehe ich wenig Chancen, dass sie sich auf die so subtile wie brisante Sache einlässt. Ich vernehme zwar ab und zu vorsichtige Signale von (partiell oder punktuell) Sympathisierenden, aber von da bis zu einer öffentlichen Stellungnahme ist es ein langer Weg. Es gab bis jetzt nur eine Rezension einer meiner „Stirner-Studien“ (der Nr. 3, in der FAZ), und die war, wenngleich von einem Professor verfasst, auf wenig intelligente Weise kurz und betont beiläufig verzeißend (während ein anderer, sogar sehr namhafter, Professor mir – allerdings privat – seine Anerkennung für das Buch aussprach). Kurz: ich kann nicht, wie Sie nahelegen, annehmen, dass meine Funde deshalb nicht „mit denen eines

Anderen verglichen“ (= diskutiert?) werden können, weil ich nicht sage, worauf es mir ankommt.

Die andere Frage, die Sie ansprechen, ist noch einmal die der „Führung durch den Nomos implantierender Situationen“. Habe ich diese wirklich „abschätzig“ beurteilt? Dann habe ich mich schlecht ausgedrückt. Ich meine schlicht, dass dieses Stadium der Menschheitsentwicklung der Vergangenheit angehört und seine Wiederherstellung weder möglich noch wünschenswert ist. Dabei teile ich weitgehend Ihre kritische Sicht auf den gegenwärtigen Zustand der progressiven „Zersetzung“, meine jedoch, dass dieser, wie alle vorhergehenden, offenbar und trivialerweise ein „notwendiger“ ist. Mein Denken und Schreiben – obwohl es freilich primär meinem eigenen mentalen Überleben in dieser Situation dient – ist darauf gerichtet, wie ich bereits einmal schrieb, zu zeigen, dass und aus welchen Gründen der Ausgang der Menschheit aus ihrer (*nicht* „selbstverschuldeten“) Unmündigkeit noch ein Ziel ist – und nicht bereits irgendwann, spätestens mit den militärischen „Siegen“ von 1945 und 1989 erreicht.

Ich hoffe, diese Erläuterungen haben geholfen zu klären, ob unsere „programmatischen Überzeugungen“, wie Sie eingangs schrieben, nicht harmonisieren, oder ob sie, wie Sie später bezweifelten, tatsächlich auseinanderlaufen. Was ist Ihnen an meiner Position noch unklar?

18. Oktober 2000

Sehr geehrter Herr Laska!

Im letzten Absatz Ihres Briefes vom 15. Oktober werfen Sie die beiden Fragen auf,

1. was mir an Ihrer Position noch unklar ist,
2. ob unsere „programmatischen Überzeugungen“ nur nicht harmonisieren oder tatsächlich auseinanderlaufen.

Zur ersten Frage:

Abgesehen von kritischen und reduzierenden Leistungen, die Sie sich zuschreiben (Ausblendung irrelevanter Ansichten über LSR, Entlarvung vermeintlicher Scharlatane) geben Sie ein Ziel ihrer Arbeit nur mit einer einzigen Devise an: „Ausgang der Menschheit aus ihrer (nicht selbstverschuldeten) Unmündigkeit“. Es handelt sich um eine aus dem bürgerlichen Personenrecht entlehnte Metapher. Mündig im Rechtssinn ist ein Mensch im Besitz seiner vollen Geschäftsfähigkeit, d.h. der einer Normalperson als solcher (abgesehen von rechtlich privilegierten Sonderstellungen) maximal erreichbaren Verfügungsgewalt im Rahmen des rechtlich Zulässigen. Zum Begriff der Mündigkeit gehört also unerlässlich ein Rahmen des Zulässigen. Wie der nach meiner Ansicht im rechtlichen und metaphorisch über das Rechtliche hinaus erweiterten Sinn zu denken und zu wünschen ist, läßt sich aus meinen publizierten Arbeiten entnehmen; wie Sie darüber denken, weiß ich mir nicht zusammenzureimen. Sie plädieren dafür, den Spielraum

beliebigen Verfügens für Individuen zu erweitern, nun gut; aber wo soll er Grenzen finden, oder empfehlen Sie hemmungslose Verfügungsgewalt des Einzelnen?

Zur zweiten Frage:

Daß unsere programmatischen Überzeugungen auseinanderlaufen, ist ja wohl klar, denn ich empfehle die Recreation implantierender Situationen, u.a. durch Wiederbelebung des Bewußtseins der Einheit von Recht und Pflicht, während Sie dieses Ziel als reaktionäre Nostalgie („nicht wünschenswert“) verwerfen. Die Frage kann nur sein, ob dieses Auseinanderlaufen definitiv (mathematisch gesprochen: monoton) ist, oder ob es Knicke geben kann, die die divergierenden Tendenzen mindestens partiell zusammenführen. Als solchen Knick könnte man vielleicht vermuten, was ich in meinem vorigen Brief über das Ideal der Verankerung des Lebenswillens in der Gegenwart geschrieben habe, denn da geht es um eine Art von Souveränität, von Freikommen aus dem Druck des Jagens nach Projekten und Projektionen für den Lebenswillen, wofür der antike Weise Epikur – unter anderen, andersartigen – eine repräsentative Figur ist, und der hat vielleicht einige Züge mit Stirners Ideal gemein (namentlich die Furchtlosigkeit, den Angriff gegen Gängelung des Affektlebens durch religiöse und verwandte Vorurteile), während mir La Mettrie, von dem ich ganz wenig weiß, wie eine Epikur-Karikatur vorkommt.

Verwahren möchte ich mich übrigens gegen die Abqualifikation von Marx, Nietzsche und Wittgenstein, wozu Ihnen vielleicht einige nicht sehr liebenswürdig klingende Charakterisierungen meines vorigen Briefes („leichtsinnig“, „pseudonihilistischer Blender“, „koketter Dandy“) die Hand gereicht haben. Allenfalls Marx halte ich für ein philosophisches Leichtgewicht. Nietzsche war nicht nur ein großer Stilist, sondern hat auch schöne und – was mehr sagt – tiefe Gedichte (z.B. in den Dionysos-Dithyramben) gemacht und sich große Verdienste um die Erneuerung des Ethos oder der Moral der Vornehmheit erworben; Wittgenstein ist gleichfalls ein vorzüglicher Stilist und sehr gut brauchbar als Gegengift gegen einen verknöcherten Psychologismus (in meinem Sinn des Wortes, z.B. bei Husserl). Welche gemeinschaftliche Bedeutung ich diesen Denkern (zusammen mit Stirner) zuschreibe, können Sie meinem Buch „Selbstdarstellung als Philosophie“, das Sie ja besitzen, entnehmen.

23. Oktober 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

ich habe aus Ihrem Brief vom 5.10. die „nicht sehr liebenswürdig klingenden“ Charakterisierungen von Marx, Nietzsche und Wittgenstein einerseits und die wohlwollend klingende von Stirner andererseits aufgegriffen, weil ich daran die zwar ins Auge springende, aber außer von mir von niemandem thematisierte Frage anschließen konnte, warum die Einen (der

Leichtsinnige, der Blender, der Kokette) von der Philosophenzunft und den Kulturträgern im Allgemeinen gefeiert werden, der Andere (der Ehrliche) hingegen nach wie vor ein Paria ist. Warum ist es nicht umgekehrt? Eine dumme Frage? Eine „Kinderfrage“? Sie haben sich darauf nicht eingelassen. Stattdessen verwahrten Sie sich gegen die (wessen?) Abqualifikation von Marx, Nietzsche, Wittgenstein. Darauf kam es mir jedoch gar nicht an. Ich schätze, wie Sie, manches aus den Werken von Marx und Nietzsche (bei Wittgenstein fällt mir nichts ein). Aber alle schätzenswerten Details verblasen, wenn ich das Verhältnis Marx' resp. Nietzsches zu Stirner betrachte. Welche Rolle Stirner bei der Entstehung ihrer ungemein populären Philosophien spielte, wissen Sie; dass Marx und Nietzsche in meiner Sicht die Leitfiguren bei der kollektiven Abwehr und Verdrängung der von Stirner aufgeworfenen Problematik waren, wissen Sie. Wie Sie dies beurteilen, weiß ich nicht.

Solange aber diese Rolle Stirners nicht ernsthaft in Betracht gezogen wird, hat es, wie ich finde, wenig Sinn, die „Philosophie“, treffender wohl: Paraphilosophie (nicht „Nihilismus“), die ich als Kern des Stirner'schen Werkes erkenne, zu präsentieren (obwohl ich ihn in „Die Negation des irrationalen Über-Ichs ...“ skizziert habe). Aber ich möchte mich hier nicht wiederholen.

„Der Ausgang der Menschheit aus ihrer (*nicht* „selbstverschuldeten“) Unmündigkeit“ – ich habe mich dabei auf die oft herangezogene Kant'sche Phrase bezogen, nicht auf das bürgerliche Personenrecht, und wollte damit zweierlei andeuten: 1) dass ich die Rede (Kants) von der „Selbstverschuldung“ für unsinnig bzw. sinnlos halte; 2) dass ich, entgegen der verbreiteten Meinung, die „Aufklärung“ nicht für eine vollbrachte Kulturleistung halte, sondern für eine noch anzustrebende. Ich empfehle auch nicht, wie Sie nach dem Exkurs über Mündigkeit (rhetorisch?) fragen, „hemmungslose Verfügungsgewalt des Einzelnen“, wohl aber gehen meine Vorstellungen dahin, dass der „mündige“ Einzelne, wenn er je einmal Realität würde, ein Mensch ist, der nicht mehr Gefangener der ihm unbewusst introjizierten „Hemmungen“ ist.

Das „Ziel einer Recreation implantierender Situationen“ – ich habe es nicht einfach „als reaktionäre Nostalgie verworfen“: ich habe es primär als nicht realisierbar eingeschätzt und (überflüssigerweise) hinzugefügt, dass ich es für nicht wünschenswert halte. Dabei betonte ich, dass ich die Zeiten, die Sie und ich und noch einige Generationen nach uns zu durchleben haben, als sehr kritisch ansehe. Ob die Entwicklung sich dem, mit Stirners Worten, Zeitalter der „Eigner“ annähern wird, vermag ich nicht zu sagen; ich halte es, wenn ich einmal postmortale Interessen simulieren darf, für wünschenswert.

Das „Ideal der Verankerung des Lebenswillens in der Gegenwart“ – das unterschreibe ich gern. Ebenso gilt auch mir Epikur als der Philosoph

der Antike, der mir am sympathischsten ist. Epikur war auch der antike Favorit La Mettries, von dem Sie nebenbei bemerken, dass er Ihnen – obwohl Sie von ihm „ganz wenig“ wissen – wie eine Epikur-Karikatur vorkomme. Darf ich Ihnen ein Exemplar von La Mettries – kaum bekanntem – Hauptwerk, dem „Anti-Seneca“, schicken?

24. Oktober 2000

Sehr geehrter Herr Laska,

auf die angebliche Benachteiligung Stirners im öffentlichen Ansehen gegen Nietzsche, Wittgenstein und Marx, worüber Sie sich in Ihrem Brief vom 23.10. abermals beschwerten, bin ich bisher nicht eingegangen, weil ich so etwas nicht sehr wichtig nehme. Ich erinnere mich dabei auch an die noch ziemlich dürftige Rezeption meines Werkes, das nicht nur umfangreicher, sondern auch vielseitiger ist als das von Stirner. Man kann leicht Gründe dafür angeben, warum von ihm nicht so oft die Rede ist wie von jenen. Er präsentiert sich allzu trocken, farblos und monoton, um das Publikum zu fesseln; es fehlt das Schillernde, das zu ständigen Enträtselungsversuchen („Was meint er eigentlich?“) verlockt; in sein eher unheimliches Ideal des Einzigen, der sein 'Sach' auf Nichts gestellt hat, können die Leute keine eigenen Wünsche hineinprojizieren, wie in Nietzsches und Marx' Visionen, und keine eigenen Probleme, wie in die Verunsicherungen durch Wittgenstein und Sartre (denn Stirners Lösung für die seinen ist zu glatt und einfach für solche Projektionen). Übrigens finde ich gar nicht, daß er so schlecht weggekommen wäre. Nach seinem bürgerlichen Scheitern und ca. 50 Jahren Vergessenheit setzt mit Mackay und anderen Schilderhebern (wie Hans v. Bülow) eine Stirner-Renaissance ein, der wir mindestens die bis heute lieferbare Reclamausgabe verdanken, und Stirner ist im Bildungsbewußtsein durchaus gegenwärtig, so daß ich ihn nicht zu entdecken brauchte (so wenig wie Sie), sondern ihn nur in die Geschichte des menschlichen Selbstverständnisses seit Fichte einzuordnen hatte.

Die ärgste Ungerechtigkeit der Stirner-Rezeption finde ich darin, daß man ihn (im Gegensatz zu Nietzsche) nicht als den archetypischen philosophischen Nihilisten gewürdigt hat, worüber sich schon Dieter Arendt wunderte, siehe „Selbstdarstellung als Philosophie“ S. 309 Anm. 955. Hier sind wir verschiedener Meinung; Sie lassen Stirner nicht als Nihilisten gelten. Vielleicht ist das keine Sach- sondern nur eine Definitionsfrage. Ich verwerfe Nietzsches Definition des Nihilismus durch die Merkmale, daß die obersten Werte sich entwerten und Gott tot ist. Dann wären nämlich auch die heidnischen alten Griechen Nihilisten gewesen, weil sie keine obersten Werte hatten – ihre Götter lagen mit einander im Streit, wie z.B. die Orestie und Euripides' Hippolytos zeigen – und der Mono-Gott, so etwas wie der christliche Gott, gar nicht im Volk lebte, sondern nur im Privatglauben und der Spekulation von Dichtern und Philosophen vorkam,

aber bei ihnen kommt Weltschmerz kaum vor. Ich verstehe Nihilismus als die rezessive Entfremdung der Subjektivität (nach dem Hitlerbuch die ironistische Verfehlung des abendländischen Geistes), die dadurch zu Stande kommt, daß alle Tatsachen für objektiv (im Sinn meiner Definition) gehalten werden, obwohl schon entdeckt ist, daß bei diesen nicht untergebracht werden kann, daß es sich bei etwas um mich selber handelt, so daß ich (als Blankettfigur für jeden) in der Welt, die nach Wittgenstein alles ist, was der Fall – nämlich das Bestehen von objektiven oder neutralen Tatsachen – ist, keinen Platz mehr habe, wie Wittgenstein im „Tractatus“ 5. 631 (zitiert in „Selbstdarstellung als Philosophie“ S. 347) schön ausmalt, und ich für mich selber nichts Bestimmbares mehr bin, hinter einer vielschichtigen Bastion von Masken. (Deswegen wird die Selbstbesinnung der Philosophen zur Selbstdarstellung, daher der Titel meines Buches.) So hat Jacobi den Nihilismus eingeführt (ebd. S. 71f.), so hat Fichte ihn übernommen, und so wird er in Fichtes Gefolge breit ausgemalt in den „Nachtwachen“ des Bonaventura. Während die Existenzialisten nach Ausklang des Schwärmens romantischer Wendigkeit in Katzenjammer darauf mit (Kierkegaard'scher) Angst reagieren, stellt Stirner furchtlos seine Sache auf das Nichts eigener Unbestimmbarkeit und Uneinordenbarkeit. Das ist in meinen Augen eine großartige Herausforderung, aber nicht mehr.

Ihr an Stirner sich anschließendes Ideal ist mir weiterhin unklar, da Sie der Beantwortung meines auf Ihre Anfrage hin unternommenen Versuchs, die Unklarheit an Hand Ihrer Metapher der (Un-)Mündigkeit zu präzisieren, ausgewichen sind. Sie lehnen den Bezug auf den juristischen Mündigkeitsbegriff ab und berufen sich statt dessen auf Kants Formulierung, die selbstverständlich auch auf den Rechtsbegriff zurückgeht. Kant definiert, ohne diesen selbstverständlichen Ursprung der Metapher zu erwähnen, in seinem Aufsatz die Unmündigkeit als Unfähigkeit, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Aber das meinen Sie ja auch nicht, denn Mündigkeit in diesem Sinn wäre lediglich eine Verstandesleistung, während Sie offenbar eine Befreiung der ganzen Persönlichkeit, einschließlich des Fühlens und Wollens, im Sinn haben. Ich habe also keinen Anhaltspunkt dafür, was Sie unter „Mündigkeit“ verstehen. Sie erläutern das mit dem Wunsch, daß der Mensch „nicht mehr Gefangener der ihm unbewußt introjizierten ‚Hemmungen‘ ist“. D'accord, wenn Sie Introjektion so wie ich verstehen, denn die bekämpfe ich in jeder Gestalt. Aber daran schließt sich doch ganz natürlich die Frage, ob Sie hemmungslose Beliebigkeit intendieren, oder wo andernfalls die Hemmungen bleiben sollen. Das ist also keine rhetorische Frage.

Über den Anti-Seneca von La Mettrie würde ich mich schon freuen, obwohl ich Ihnen gar nicht voraussagen kann, wann ich zur Lektüre kommen würde. Aber schon der Titel reizt mich. Ich kann Seneca nicht leiden.

Sehr geehrter Herr Schmitz,

bei den Themen, die wir erörtern, ist es leicht möglich, sich in (z.B. definitorischen) Details zu verzetteln, die aber letztlich doch keine weitere Klarheit bringen. Wenn Sie den Eindruck haben, ich sei einer Präzisierung meiner Metapher der (Un-)Mündigkeit „ausgewichen“, möchte ich das zwar nicht bestätigen, aber doch mein Genügen darüber mitteilen, dass Sie meinen Worten so viel entnommen haben, dass ich dabei an „eine Befreiung der ganzen Persönlichkeit, einschließlich des Fühlens und Wollens“ denke – wobei, wie beim „starken Daimon“, die Frage „Bin *ich* mündig?“ bzw. „Bin *ich* im gemeinten Sinne frei?“ auftaucht usw. („Ich“ wiederum – besten Dank für die terminologische Hilfestellung im letzten Brief – als Blankettfigur für jeden). Nach meinem Dafürhalten sind wir damit wieder bei Stirner: Der „Eigner“ ist der „Mündige“. Wie ein Eigner konkret entsteht resp. approximiert werden kann – und dass eine Welt/ein „Verein“ aus Eignern das Ideal, die Utopie, des vermeintlichen Nihilisten Stirner ist – habe ich in großen Zügen gezeigt.

Ad Stirner – wenn Sie schreiben, ich hätte mich über die „angebliche Benachteiligung“ Stirners gegenüber Marx/Nietzsche/Wittgenstein „abermals“ „beschwert“, dann fühle ich mich arg missverstanden. Sie scheinen mir einfach nicht glauben zu können, dass es mir nicht um „Gerechtigkeit für Stirner“ geht, nicht um Rehabilitation oder ähnliches. Mir geht/ginge es um – viel, viel mehr. „Geht“ steht hier für das, was meine Funde für mich, für mein Leben, bedeuten. „Ginge“ steht dafür, dass ich zwar an die Folgeschwere meiner Funde glaube, nicht aber daran, dass der philosophische Betrieb solcherart Schriften, dazu die eines Branchenfremden, auch nur zur Kenntnis nehmen wird. Falls der eine oder andere professionelle Philosoph sich doch einmal auf sie einlässt, wird er leicht Gründe finden, mögliche Irritationen zu besänftigen. Das klingt nach Resignation. Mein Lebensgefühl ist aber keineswegs so – im Gegenteil ...

Dies bringt mich zu einem Punkt, der gewiss nicht ohne Belang ist in einem Austausch über philosophische Fragen (insbesondere nicht in unserem Fall, wo es, wie mir scheint, nicht um Themen geht, für die man auch auf irgendein Lehrbuch verweisen könnte): meine Herkunft, Ausbildung und Entwicklung. Ein paar (Stich-)Worte dazu bin ich Ihnen wohl schuldig. Geboren 1943 in Berlin; Vater Schlosser; Volksschule; gute Noten, wollte aber nicht auf's Gymnasium; Lehre als technischer Zeichner; dann (doch) weiter auf die Abendschule, Ingenieurschule, Technische Hochschule (Dipl.-Ing.); keine Ausbildung zum Soldaten, während des TH-Studiums Bekanntschaft mit Schriften des Psychoanalytikers Wilhelm Reich; er begeisterte mich, obwohl ich wenig wirklich beurteilen konnte; ich spürte dennoch: der Mann hat recht; aber worin und warum?; ich blieb am Ball, freilich stets als Nicht-Profi, als einer, der nicht einmal, wie die

meisten Reichianer, eine Reich'sche Therapie anstrebte; 1980 schrieb ich die Rowohlt-Monographie über Reich, betonte seinen Gegensatz zu Freud; ein Freund wies auf Ähnlichkeiten zu Stirner hin, was ich nach einigem Zögern nicht nur anerkannte, sondern auch zu besserem Verständnis beider nutzte; gezielte philosophische Lektüre bestärkte mich in der Auffassung von der Singularität (und „Richtigkeit“) meiner bzw. der Reich/Stirner'schen Position; 1982 beschrieb Kondylis La Mettrie als den „konsequentesten Nihilisten“ des 18. Jahrhunderts; ich ahnte, was daran falsch war und was richtig, versenkte mich in La Mettrie; auch er war „mein Mann“; ich übersetzte und verlegte ihn (1985–87); mir war jetzt klar, worum es ging: mein LSR-Projekt war geboren. – Sie werden fragen: Was macht ihn, den Laien, allenfalls Hobbyphilosophen, so sicher gegen Legionen von Fachleuten? Das frage ich mich auch – manchmal, wenn ich bedenke, dass „ich“ doch eine „Blankettfigur für jeden“ bin/sein könnte ...

30. Oktober 2000

Sehr geehrter Herr Laska,

wenn ich Ihnen nachsage, daß Sie einer Präzisierung „ausweichen“, will ich Sie nicht verfolgen und partout zu einer Auskunft zwingen, wohl aber eine Schranke anzeigen, an der ich mit meinem Verständnis Ihres Zukunfts-ideals Halt machen muß. Was mag das für eine Aufklärung sein, die Sie (mit eigener und fremder Anstrengung) den Menschen bescheren wollen? Sie berufen sich auf Kant, der seinen einschlägigen Aufsatz so beginnt: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen.“ Ich habe Sie schon darauf hingewiesen, daß sich diese Definition nicht auf eine „Befreiung des ganzen Menschen, einschließlich des Fühlens und Wollens“, die Ihnen doch nach Ihrem – meine eben zitierte Wortfolge wiederholenden – Bekenntnis in Ihrem Brief vom 28.10. vorschwebt, übertragen läßt. Sich seines Fühlens zu bedienen, das wäre so etwas wie das Meisterstück des „freien Geistes“ bei Nietzsche, der „seine Affekte, sein Für und Wider willkürlich haben und nicht haben, sich auf sie *setzen*, wie auf Pferde, oft wie auf Esel“ will. (Ich habe Ihnen diese Stelle, zitiert in meinem Buch „Selbstdarstellung als Philosophie“ S. 150, kürzlich schon vorgehalten.) Davon kann ich nur abraten, das ist das possessorische Mißverständnis der Gefühle im Sinne meines Briefes an Dr. Fuchs, unechte Verstiegenheit, die zusammenbricht, wenn es ernst wird – wie Nietzsche selbst erfahren mußte, als er mit Entsetzen merkte, daß er in der Maske des freien Geistes der geliebten Lou keineswegs paßte, siehe a.a.O. S. 180. Und was soll es heißen, sich seines Wollens zu bedienen? Wollen besteht zunächst darin, zu wissen, was man will, d.h. sich in den programmatischen Anteilen der eigenen zuständlichen persönlichen Situation zurechtzufinden, und weiter darin, den auf dieser Grund-

lage geläufig explizierten Programmen den vitalen Antrieb zuzuwenden, siehe „Der Spielraum der Gegenwart“ S. 116–119. Das ist eine glückliche Begabung, ein Können, das man ausüben und dem man vertrauen kann, aber es geht schief, wenn man sich zum Meister der eigenen Meisterschaft in der Lebensführung machen will. Man darf das eigene Können nicht verkünsteln wollen, das rächt sich.

Ich weiß also nicht, wie der aufgeklärte Mensch nach LSR aussehen soll. Das werfe ich Ihnen nicht vor. Was Ihnen vorschwebt, ist so etwas wie das, was ich etwas prosaisch „Standpunkt“ genannt habe („Das Göttliche und der Raum“ S. 417–421 und seither öfter), wobei ich aber nicht an zu einzelnen Maximen vertrocknete Standpunkte denke: eine partielle Situation in einer persönlichen oder gemeinsamen Situation, bestehend aus allgemein anwendbaren Sachverhalten (Überzeugungen), Programmen (Forderungen, Wünschen) und Problemen (wunde Punkte, dunkle Stellen), die unter sich ganzheitlich zusammenhängen und nach außen abgehoben sind, aber nicht sämtlich das Maß von Einzelheit besitzen, das dazu gehören würde, sie explizit zu formulieren. Solche Standpunkte können enorm produktiv und stabilisierend wirken; denken Sie nur an die Geschichte des Christentums. Der Versuch, sie in ein Glaubensbekenntnis oder Parteiprogramm umzusetzen, pflegt hinter dem Gemeinten und Gelebten zurückzubleiben, aber die Explikationsaufgabe bleibt. Die haben Sie auch für Ihre Vision, man darf nur nicht verlangen, daß Sie sie sofort und restlos erfüllen. Sie scheinen dafür den Umweg über die Abspiegelung Ihrer Helden in der jeweils gestörten Rezeptionsgeschichte zu bevorzugen; ich sehe nicht, wie Sie damit die direkte Befragung der Vorbilder oder des eigenen Standpunktes ersetzen könnten, aber vielleicht haben Sie ja Erfolg. Jedenfalls brauchen Sie sich als Selfmademan, der sich seinen Weg selbst gebahnt und befestigt hat, von den Zaunkönigen auf Lehrstühlen für Philosophie nicht imponieren zu lassen.

3. November 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

die „Zaunkönige auf den Lehrstühlen“ imponieren mir nicht, nein; aber ich kann sie gleichwohl nicht achselzuckend ignorieren. Ich stehe natürlich vor der Frage, warum die Entdeckung, die ich gemacht habe, jedenfalls gemacht zu haben ernsthaft glaube, nicht schon längst von jemandem gemacht worden ist, der mir an Wissen, Intelligenz und sonstigen Ressourcen weit überlegen ist. Oder anders gewendet: welche Fähigkeit habe ich, die es gerade mir ermöglicht hat, diese Entdeckung zu machen? Als Gravamen kommt hinzu, dass ich meine, diese Entdeckung sei nicht nur irgendeine, nicht irgendein peripherer „Beitrag zur Geschichte der Philosophie“, sondern, zumindest potentiell, der Fund des gleichsam „archimedischen Punktes“, an dem anzusetzen sei, um ... Und es kommt hinzu, dass

es kaum jemanden gibt, der sich für meine Entdeckung interessiert bzw. der ihr, nachdem er sie zur Kenntnis genommen hat, die Bedeutung beimisst, die sie in meinen Augen hat. Schulterklopfen und ein herzhaftes „Weiter so!“ sind gut gemeinte, aber für mein Gefühl inadäquate Reaktionen. Ich bin sicher, Sie werden dies nicht als Gejammer oder Betteln um Anerkennung (miss-)verstehen.

Ich habe zwar in einem früheren Brief die berühmte Kant'sche Wendung über die „Aufklärung“ gebraucht, aber nur in einem sehr lockeren Zusammenhang, eigentlich nur, um zu sagen, dass ich meine, die Menschheit habe, entgegen ihrer dünkelfaften Meinung, den „Ausgang aus der Unmündigkeit“ nicht hinter sich (etwa durch halbherzige Säkularisierung oder gar die Etablierung von „Demokratie“). Ich berufe mich aber nicht, wie Sie am 30.10. unterstellen, auf Kant. – Ebenso habe ich, in der Absicht einer vorläufigen bzw. annähernden Verständigung, Ihre Wortfolge „Befreiung des ganzen Menschen, einschließlich des Fühlens und Wollens“ übernommen, um meine „Vision“ u.a. von der Kant'schen zu unterscheiden. Ich meine nicht, damit etwas Präzises gesagt zu haben, aber Sie gehen sicher fehl in Ihrer Vermutung, ich sei dabei dem „possessorischen Missverständnis der Gefühle“ zum Opfer gefallen. Sie fragen: „Was soll es heißen, sich seines Wollens zu bedienen?“ Als hätte ich eine solche Frage jemals implizit oder explizit aufgeworfen.

Sie sagen, Sie wüssten noch immer nicht, welche Aufklärung ich den Menschen bescheren wolle, wie der aufgeklärte Mensch nach LSR aussehen solle; die Explikationsaufgabe für meine Vision bleibe mir nicht erspart. Zugleich räumen Sie ein, man dürfe nicht verlangen, dass ich sie sofort und restlos zu erfüllen habe. Eben! Das meine ich auch. Allerdings meine ich *nicht*, dass mein „Weg“, also zunächst die außerordentlichen und „verdrängen“ „Verdrängungsreaktionen“ vieler als groß anerkannter Denker auf meine Helden herauszupräparieren, wie Sie schreiben, ein Umweg ist. Ob ich auf diesem (Um-)weg Erfolg haben werde, was Sie nicht ausschließen wollen? In einer mir wesentlichen Hinsicht hatte ich ihn bereits. Eine ernsthafte Rezeption meiner Funde werde ich natürlich nicht verschmähen. Aber vielleicht werde ich sehr alt werden müssen, um sie zu erleben.

PS: La Mettries „Anti-Seneca“ ist auf dem Weg; Ihr Urteil würde mich natürlich interessieren.

8. November 2000

Sehr geehrter Herr Laska!

Ihr Brief vom 3. November weist darauf hin, daß wir über den „Reifegrad“ Ihres LSR-Projektes einig sind. Es handelt sich um eine (zuständige) Situation in meinem Sinn, eine Ihnen ganzheitlich vorschwebende, aber binnendiffuse, der Explikation bedürftige Bedeutsamkeit. Solange die Explikation nicht weiter fortgeschritten ist, kann der Außenstehende, wie

ich, kein Urteil dazu abgeben, weil er nicht hinlänglich versteht, was gemeint ist. Mir wird das auch nicht leichter durch Ihre verlegerisch vorzüglich ausgestattete, mir von Ihnen mit freundlicher Widmung geschenkte Übersetzung des Traktats von La Mettrie „Über das Glück“. Der Verfasser steht in meinen Augen tief unter Stirner. Dieser ist mir interessant, weil er die Entdeckung der Subjektivität der subjektiven Tatsachen durch Fichte und die Frühromantik (daß alles, wobei es sich um mich selber handelt, außerhalb der objektiven Tatsachen liegt, die jeder aussagen kann, sofern er genug weiß und gut genug sprechen kann) rezipiert hat und daraus für die Lebensführung ganz verschiedene Folgerungen zieht, die deshalb so kraß ausfallen, weil er sich dieser Subjektivität ebenso wie seine Vorläufer in der Entfaltung dieses Themas (auch Fichte) auf dem Weg über rezessive Entfremdung – Rückzug von den objektiven als vermeintlich allen Tatsachen – zu nähern sucht. Wohlgemerkt, das ist meine Stirner-Deutung, Sie sehen das anders. Aber nun La Mettrie: Der ist auf ödeste Weise konventionell, befangen in der überlieferten Eudämonismus-Diskussion und auch noch in deren flachem Ausläufer, der neuzeitlichen Mißdeutung des ganzheitlichen aristotelischen Eudämonie-Ideals durch Umdeutung der „Glückseligkeit“ in eine Serie einzelner Vergnügungen und Erfolgserlebnisse (Leibniz, Kant). Wenn Sie das Gemeinte näher kennen lernen wollen, empfehle ich Ihnen, in meinem Buch „Selbstdarstellung als Philosophie“, das Sie ja haben, die Seiten 115–121 nachzusehen. Der Mensch, der sein Glück auf solche Weise sucht, also nicht im Dienst einer ihn erfüllenden Aufgabe (und sei es die Pindar'sche Devise: „Werde, lernend, von welcher Art du bist“), muß verzweifeln wie der antike Hedoniker, der aus Alexandria ausgewiesen wurde, weil er gar zu viele Hörer seiner Vorträge zur Selbsttötung überredete, der in dem Büchlein mehrfach erwähnte Hegesias (oder mit Verzweiflung großtun wie Schopenhauer). Auch die platte Ablehnung von Schuldgefühlen oder Gewissensbissen (remords) durch La Mettrie führt nicht weiter. Wie viel tiefer sieht da der auf diesem Gebiet geniale Nietzsche („Zur Genealogie der Moral“, Zweite und Dritte Abhandlung), übrigens ein Nachzügler La Mettries in der Verkündung menschlicher Unverantwortlichkeit (aber auf höherem Niveau)! Ganz so vernichtend soll mein Urteil über diesen aber doch nicht bleiben. In meiner Moraltheorie (vgl. „Der unerschöpfliche Gegenstand“ S. 343–351) führe ich die für jemand verbindliche Geltung moralischer Normen auf die Autorität mit unbedingtem Ernst zurück, die für ihn spezielle Gewissensgefühle (in meinem Sinn der Rede von Gefühl) besitzen. Es gibt eine moralische Schüchternheit, sich nicht mit Mobilisierung der Reserven personaler Emanzipation an diese Autorität heranzutrauen und dennoch den unbedingten Ernst mit bedingtem, über den man sich sehr wohl erheben könnte, zu verwechseln. Diese Schüchternheit ist eine Feigheit und kann ein Laster, eine Verschuldung sein. Das Erfrischende an La Mettrie ist für mich, daß er zum Mut des

kritischen Angriffs auf die Moral ruft; wie weit diese den Angriff besteht, muß sich im Gefühl zeigen.

13. November 2000

Sehr geehrter Herr Schmitz,

was Sie am 8.11. zu meinem Brief vom 3.11. schreiben, klingt fast ein wenig wie eine psychiatrische Diagnose: „Es handelt sich um eine (zuständige) Situation ..., eine Ihnen ganzheitlich vorschwebende, aber binnendiffuse, der Explikation bedürftige Bedeutsamkeit.“ Der Außenstehende, in diesem Falle H.S., könne mangels bisher nur unzulänglicher Explikation nicht verstehen, was gemeint sei. Auch meine Schätzung *La Mettries*, den Sie *tief unter Stirner* plazieren und – dies sogar in seinem originellsten und am geschmähtesten Werk – als *auf ödeste Weise konventionell* empfinden, erleichtere Ihnen den Zugang zum Verständnis nicht. Da brauche ich Ihnen mit Reich, meinem dritten „Helden“, gar nicht erst zu kommen. Hmmm.

Nun stehe ich nicht an zuzugeben, dass ich Vieles bei *La Mettrie* – ebenso wie bei *Stirner* und erst Recht bei *Reich* – nicht unterschreiben würde, sei es, weil ich es als falsch, abwegig, widersprüchlich oder sonstwie inakzeptabel empfinde, sei es, weil ich es nicht zu beurteilen vermag. Ich „verzeihe“ den Dreien jedoch fast Alles, und zwar, weil sie trotzdem eine bestimmte „Haltung“ (vielleicht auch eine wenig explizierte, der meinen jedoch sehr ähnliche „binnendiffuse Bedeutsamkeit“?) zum Ausdruck bringen, die ich bei anderen Autoren nicht wahrgenommen habe und derentwegen sie, wie ich meine, zu Lebzeiten in polemische Positionen gedrängt wurden, aus denen heraus sie Texte verfassten, die ich entsprechend zu bewerten weiß. Ich sehe auch, dass L, S, R jene „Haltung“ nicht rein verkörperten, aber bei ihnen allein ist sie überhaupt zu finden. Das nur kurz, obwohl ich nicht annehme, dass damit Ihre obige „Diagnose“ zu korrigieren ist.

Ich bin Ihren Lektürehinweisen nachgegangen, fand dort aber nichts, was wirklich getroffen hätte. Insbesondere die Kapitel aus Nietzsches „Genealogie der Moral“ (II, III) kann ich nicht als Belege dafür ansehen, dass Nietzsche hier tief sähe oder genial sei; eher noch ließe sich an Hand dieser Texte meine generelle These illustrieren, dass der wahrscheinlich tiefste und wesentliche Antrieb für Nietzsches Philosophieren aus dem Schock seiner Begegnung mit Stirners „Einzigem“ (wahrscheinlich Anfang Okt. 1865 bei Eduard Mushacke; daraufhin erst einmal panikartige „Flucht zu Schopenhauer“ ...) resultierte. Was Nietzsche, beispielsweise, in II, § 16, über den Ursprung des „schlechten Gewissens“ schreibt, oder am Ende von II, § 20 über den Sieg des Atheismus und dessen Folgen, finde nun ich wiederum als „platt“ (dies war Ihr Urteil über *La Mettries* Auffassung zum Schuldgefühl, die m.E. der von *Stirner* sehr nahe ist). Ihr Buch „Der unerschöpfliche Gegenstand“, auf das Sie wegen Ihrer Moraltheorie verweisen

(S. 343–351), konnte ich noch nicht einsehen; ich will es mir kommen lassen und ggf. später darauf zurückkommen.

Noch ein Wort zur Explikation meiner Position. Ich will deren Unfertigkeit nicht bestreiten, denke aber doch, dass meine drei Artikel „Die Negation des irrationalen Über-Ich bei ...“ (... L, ... S, ... R) nicht allzu unverständlich sind, und meine Ausführungen (in der Buchreihe „Stirner-Studien“ und in einigen Artikeln) über die Re(pulsions- und De)zeptionsgeschichte des „Einzigens“ erst recht nicht. Dies meine ich insbesondere in Hinblick auf das, was sonst in philosophischen Zeitschriften und Büchern geboten wird. Natürlich muss ich akzeptieren, dass man sich einer Kenntnisnahme meiner Arbeiten oder eines Urteils über sie enthält (und die Frage, warum – auch – in der Welt der Philosophie der Leichtsinnige, der Blender, der Dandy gefeiert, der Ehrliche dagegen ignoriert oder diffamiert wird, für nebensächlich hält); das allein überzeugt mich aber nicht von ihrer Unverständlichkeit oder Irrelevanz.

14. November 2000

Sehr geehrter Herr Laska,

trösten Sie sich bitte über meine Charakterisierung des Reifegrades Ihrer Idee oder Vision, die auf Sie „ein wenig“ wie eine psychiatrische Diagnose wirkt, mit den schönen Bemerkungen von Kant im letzten Kapitel „Die Architektonik der reinen Vernunft“ seiner „Kritik der reinen Vernunft“ (A 834f. B 862f.) über den fruchtbaren Keim, der am Anfang jeder Wissenschaft stehe. Ich bespreche die Stelle in meinem Buch „Was wollte Kant?“ (Bonn 1989) auf S. 349–351 und zitiere in diesem Zusammenhang auch einen Satz von Jaspers, der gleichfalls auf Sie paßt: „Man kann Ideen nicht anders erfassen, als nur dadurch, daß man in ihnen lebt.“ Wenn ein intelligenter Mensch sich hartnäckig und sorgfältig einer Idee verschreibt, ist es interessant, zu sehen, was daraus wird. Was mich in diesem Fall bei (keineswegs übelwollender) *ἐποχή* festhält, ist besonders der Umstand, daß ich darin so wenig Sicherungen gegen die Flachheiten des heute so beliebten „emanzipatorischen Kurzschlusses“ entdecke, gegen die leichtfertigen Ideale von 1968, als Reich Hochkonjunktur hatte. Aber die Parallelität zwischen L, S und R leuchtet mir ein: In allen drei Fällen werden krasse Radikale abgewürgt durch Revolutionäre in gleicher Richtung, die allerdings nicht ganz so einfach und unverstellt denken, sondern mit mehr Kompliziertheit oder Gegentendenz beim Publikum besser ankommen (La Mettrie-Diderot, Stirner-Nietzsche, Reich-Freud; man könnte Babeuf-Marx hinzunehmen). Übrigens hängt die Feststellung, daß Nietzsche Stirner gelesen hat, am dünnen Faden einer indirekten Überlieferung über Baumgarten und (den sehr glaubwürdigen) Overbeck. Mich brauchen Sie nicht zu überzeugen, ich habe Nietzsche ja sogar des Plagiats an Stirner